

Die Rose vom Gaff.

Erster Band.

DONATIŪNEA
Biblioteca General ALEX. SOCEC

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage erschienen:

Gräfin Ruth. Roman. Zweite Auflage. 2 Bände.

Preis broschirt *M.* 8. —; fein gebunden *M.* 9. —

Im Spiegel. Roman. Zweite Auflage.

Preis broschirt *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Inw. A. 23.519

569 609

Die Rose vom Haff.

Roman

von

Emile Erhard.

Erster Band.

DONATIUNEA

Biblioteca General ALEX. SOCEG



Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

1884.

48.045

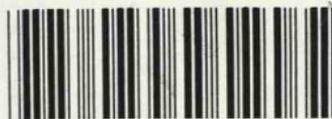
1956

Biblioteca Universitatii Bucuresti
"Carol I" Bucuresti
Cota 46931

RC18409

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

B.C.U.-Bucuresti



C48045

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart.

Erstes Kapitel.



„Adieu, Onkel Rolf!“

Ein rosiges Gesicht bog sich aus dem Coupé und eine kleine, behandschuhte Rechte streckte sich ihm entgegen. Mit einem wehmüthigen Ausdruck in dem sonnenverbrannten Gesicht und einem Blick, der ihm das lächelnde Mädchengesicht seltsam gebrochen erscheinen ließ, faßte er die gebotene Hand und hielt sie fest.

„So macht es Ihnen denn wirklich gar keinen Schmerz, die schöne alte Heimat und Ihre Freunde zu verlassen, liebe Rose? Denken Sie unserer wenigstens mitunter so lächelnd, als Sie sich von uns trennen!“

„Ja, Onkel Rolf, das will ich! Bitte, sehen Sie mich aber nicht so melancholisch an, als ob ich dem Moloch geopfert werden sollte oder mich zu einer Argonautenfahrt rüste! Gönnen Sie mir doch diesen ersten kleinen Flug in die unbekannte Welt!“

„Wie gerne! Wenn ich nur wüßte, daß Sie einst wiederkehrten, Rose!“

Sie zog ihre Hand zurück und lachte.

„Wie närrisch Ihnen diese tragische Miene steht! Nicht böse werden — Onkel Rolf!“ Sie legte bittend die Hände zusammen und sah ihn mit schelmischem Ernst an. „Ich kann aber wirklich nicht so furchtbar traurig sein, es ist ja gar kein ordentlicher Abschied nöthig, X. ist ein richtiger Konzentrationsspunkt und wir werden uns da öfters zusammenfinden.“

„Es ist nicht die verhältnißmäßig geringe Entfernung, die die Trennung ausmacht, ich habe Sie ja auch hier oft wochenlang nicht gesehen! Es ist das Verlassen des gemeinschaftlichen Bodens, gleicher oder ähnlicher Interessen, — es wird sich schon noch Anderes zwischen uns legen! So wie es war, wird es nicht wieder werden!“

„So wie es war, nicht, Onkel Rolf, aber vielleicht anders und schöner!“

Sie sah ihm dabei mit unbefangenen Lächeln und strahlender Grausamkeit in die Augen.

Das ehrliche, breite Gesicht vor ihr drückte offenbare Verwirrung aus und das belustigte sie von Neuem.

„Papa hat mir heute Morgen eine Rede gehalten

des Inhalts, daß ich die Kinderschuhe hier am Strande zurücklassen und als wohlgeschulte junge Dame meinen Einzug in die Residenz halten soll. Wenn Sie uns also, was sehr bald geschehen muß, dort besuchen, so werde ich alle unartigen Streiche unterlassen und Sie nicht ein bißchen mehr quälen, Onkel Rolf, sondern so alt und verständig thun, daß Sie Ihre Freude an mir erleben sollen!"

Er schüttelte den Kopf und seufzte.

"Sie sind ein Kind, Rose, und besitzen den ganzen bezaubernden Leichtsinn eines solchen! Doch glaubte ich, daß Ihr Herz an der Heimat hänge!"

Sie sah ihn einen Augenblick nachdenklich an.

"Onkel Rolf, ich fürchte, in mir fließt echtes Soldatenblut, das keine Heimat kennt. Und dann — wo soll ich sie suchen? In dem Pensionat, in dessen engen Mauern ich mir fast den Kopf einrannte, oder in Papas Junggesellenwohnung, in die ich gar nicht hineinpaßte?"

Ueber dem Blick, der sie jetzt traf, erröthete sie plötzlich, dann setzte sie entschuldigend hinzu:

"Sie haben schon in Rolfshagen zu unserer geliebten Mama gesagt: „Es spukt eine zigeunerartige Wanderlust in dem Kinde!“

Jetzt trat eilig ein trotz der Abzeichen des

Stabsoffiziers noch jugendlich erscheinender Offizier an das Coupé, öffnete es und reichte dem blonden Landjunker die Hand.

„Gott befohlen, mein alter Kolf, und tausend Dank für alle Mühe, die wir Ihnen machten und noch machen werden! Wo habt Ihr das Handgepäck untergebracht? Hast Du nichts vergessen, Kind?“

„Kolf hat an Alles gedacht, Papa, und jedes Stück placirt, und hier hat er einen kleinen Blechkasten mit allerlei guten Sachen aus Kolfshagen mitgebracht, es sind auch zwei Bestecke und ein kleiner Becher dabei und zwei Servietten — richtiges Reisehandwerkzeug, Papa — wie das reizend aussieht! Der gute alte Onkel Kolf!“

Wie mit einem scharfen Schnitt vollzog der ohrenzellende Pfiff der Lokomotive die Trennung, zerriß die letzten schwachen Fäden der Zusammengehörigkeit und zitterte in den Herzen nach; wehe und lang in dem einen, verheißend und erwartungsvoll in den beiden anderen.

Der Zug setzte sich in Bewegung, Kolf war zurückgetreten, Rose aber winkte und grüßte mit Hand und Augen, so lange sie den Freund noch erkennen konnte, herzlich lächelnd, aber ohne Thräne — ohne Schmerz! Er aber, der Zurückbleibende,

trug den Trennungsschmerz im Herzen fort als einzigen Ersatz für das entfliehende Glück, und hätte diesen Schmerz doch auch für nichts Geringeres hingeben mögen.

Während Vater und Tochter dem ersehnten Ziele entgegeneilten und der verlassene Freund im offenen Jagdwagen durch die blühenden Felder und schattigen Alleen seinem einsamen Hof zurollte, während fern am Horizont das Gaff wie ein silberner Streif erglänzt, mag in den letzten Sonnenstrahlen uns noch ein Rückblick gestattet sein.

Es waren alte, treue Freunde, diese drei Menschen, die sich eben auf der kleinen Station von einander getrennt hatten; das Schicksal hatte sie, wenn auch nicht mit Blutsbanden, so doch eigenthümlich innig aneinander gekettet.

Den Obersten Freiherrn vom Gaff hatten seit zwanzig Jahren seine Dienstverhältnisse, wie das früher oft vorkam, an dieselbe Provinz gefesselt. Er war in einem der dortigen Kavallerieregimenter als Fähnrich eingetreten, stets in demselben Regimente avancirt, hatte seine Frau dort kennen gelernt, geheirathet und sein junges Weib nach der Geburt des ersten Kindes, der kleinen Rose, auch dort begraben. Die Mutter des Baron Rudolf von

Lemming auf Kolfshagen, seit längerer Zeit Wittve und eine ältere Freundin der Freifrau vom Haff, hatte das mutterlose Kind in ihre Obhut und an ihr Herz genommen. Sechs Jahre lang genoß die kleine Rose die Liebe dieser treuen Pflegemutter. Alles, was der süße Muttername an Zärtlichkeit und Glück in sich schließt, war in Rosens Erinnerungen zum steten Weh des Vaters nur an die Baronin Lemming geknüpft. Es war so natürlich! Erst in späterer, trüber Zeit kam ihr eine Ahnung von dem Schmerz, den sie dem geliebten Vater bereitet haben mochte, wenn sie in der Baronin Lemming ihre unvergeßliche Mama betrauerte. Der einzige Sohn der Baronin, Rudolf, damals ein fünfzehnjähriger Bursche, besuchte, als die kleine Rose nach Kolfshagen verpflanzt wurde, noch das Gymnasium der nächsten größeren Stadt. Später genügte er seiner Militärpflicht und war demnach nur ein seltener Gast im Hause seiner Mutter. Erst in den letzten beiden Jahren vor dem Tode derselben übernahm er die Bewirthschaftung des väterlichen Erbes. Für Rose war „Onkel Kolf“ so eine Art großen Pudels, ein bärenhafter Kamerad, für den sie gar keinen Respekt, aber eine gewisse egoistische Liebe an den Tag legte, den sie zu vielen Zwecken mißbrauchte, tyrannisirte

oder auch vernachlässigte, wenn sie ihn momentan nicht brauchen konnte.

Gerade als die Kleine schulpflichtig wurde, erloschen ihr zum zweiten Male treue Mutteraugen, verlor sie zum zweiten Male ein liebendes Mutterherz und dießmal mit Bewußtsein.

Bewundert, hangend, sogar zornig, verlangte sie nach ihrer sanften Mama und weinte damals am Halse Onkel Kolf's und mit ihm ihre ersten Kummerthränen!

Dann trat ein Konflikt in das Leben des Kindes, von dem es selber freilich keine Ahnung hatte, der aber für sein Leben und seine Entwicklung entscheidend werden sollte.

Die kleine Rose war eigentlich Euphrosyne getauft worden, nach einer alten Tante ihres Vaters. Das Freifräulein Euphrosyne vom Haff, die ältere, war ein Original und besaß den Eigensinn und die Schroffheiten eines solchen.

In ihrer Jugend mochte sie das Prachteremplar eines Landfräuleins repräsentirt haben, die Reste davon waren eine übergroße, knochige Gestalt, starke, harte Züge und männliche Allüren.

Sie hatte sich von einem größern Grundbesitz am Haff, welches der Familie in der Vorzeit den

Namen verliehen, ein nicht unbedeutendes Vorwerk reservirt, als der Besitz sich zersplitterte.

Hier lebte sie ihrer einzigen Passion, der Freude an ländlichen Beschäftigungen, arbeitete, obgleich sie es nicht nöthig hatte, denn sie war Kapitalistin — aus Freude an der Arbeit, nicht etwa wie eine Magd, sondern eher wie ein Großknecht, wußte mit Pflug, Sense und Dreschflegel Bescheid, wie Andere ihres Geschlechtes mit der Nähnadel, ging in hohen Männerstiefeln einher und regierte ihr kleines Reich, unbekümmert um die Strömungen der Zeit, in absoluter Machtvollkommenheit.

Da sie unerbittlich strenge, aber ebenso freigebig und gerecht war, außerdem nur die nöthigsten Knechte und Mägde hielt, die meistens mit ihr der „guten, alten Zeit“ entstammten, so war sie bislang dem Schicksal der absoluten Herrscher entgangen. Es hatte noch Niemand gewagt, ihr zu opponiren, ein solcher Versuch würde für das Erste dem Betroffenen auch schlecht genug bekommen sein.

Von ihrem einzigen Namensverwandten, dem Freiherrn vom Haff, nahm sie nicht eher Notiz, als bis diesem das Töchterchen geboren wurde und zugleich die Frau starb.

An dem Begräbnistage der armen jungen Mutter

erschien eine altmodische Familienkutsche, eine sogenannte „Bombe“, unter dem Gefolge der Leidtragenden und ihr entstieg die Gestalt eines rechenhaften Weibes, in einer Toilette, welche dem Aussehen der Kutsche entsprach.

Ohne die Blicke der Umstehenden zu beachten, stellte sich die seltsame Erscheinung neben den Wittwer, warf in feierlicher Würde die üblichen drei Hände voll Erde dem in der Tiefe verschwundenen Sarge nach und begleitete dann den Freiherrn vom Haff in sein vereinsamtes Haus.

Hier machte sie den Erstaunten mit der wohlwollenden Absicht bekannt, das mutterlose Kind in ihre Obhut nehmen zu wollen, ihm vorläufig den eigenen Namen, später ihren Besitz zu vermachen.

Die Bombe war zur Aufnahme des jüngeren Freifräuleins vom Haff bereits eingerichtet, das heißt mit einem kiffengefüllten Waschkorbe und darin verborgener Flasche kuhwarmer Milch versehen.

Die Nachricht, daß das Kind bereits von der sterbenden Mutter an die Baronin Lemming übergeben worden sei, empfing die Redin grollend, doch respektirte sie den Willen der Verstorbenen, die sie nicht gekannt hatte und von der sie ein solches Vermächtniß nicht erwarten konnte.

Es wurde ihr indeß doch eine Konzession gemacht: noch während ihrer Anwesenheit erhielt in einer kurzen Taufceremonie der Gegenstand der wohlwollenden Diskussion den Namen Euphrosyne und wurde von der seltsamen Großtante aus der Taufe gehoben.

Gleich darauf, ohne eine Erfrischung anzunehmen, feierlich wie sie erschienen, stieg sie zu dem Waschkorb und der warmgehaltenen Flasche in die Bombe und fuhr des Weges zurück, den sie gekommen.

Obgleich das alte Freifräulein vom Haff mehrere Meilen von der Stadt und wie eine Einsiedlerin lebte, mußte sie das Geschick ihrer jungen Großnichte doch verfolgt haben, denn wenige Tage nach dem Tode der Baronin Lemming erschien die Familienkutsche abermals in der Stadt mit dem Großknecht als Kutscher auf dem Boock und ihr entstieg, wie vor sechs Jahren, die wunderliche Gestalt des Freifräuleins vom Haff.

Sie verlangte von dem neuerdings überraschten Neffen eine Wahrung ihrer Rechte als einzige Namensverwandte, Großtante und Pathe der kleinen Euphrosyne und somit des Kindes Erziehung zu übernehmen. Bei dieser Veranlassung entwickelte sie sehr kräftige Ansichten über die Erziehung eines Freifräuleins vom Haff, die in dem bedrängten Vater den schnellen

Entschluß reiften, das Töchterchen einem bekannten Pensionat in der Stadt anzuvertrauen, einen Entschluß, den er, obgleich eben erst erfunden, als fait accompli und Schutzwehr hinstellte. Schon die Namensverstümmelung, diese aus Euphrosyne etwas willkürlich entwickelte Rose — nach den ersten Worten bei Erwähnung des Kindes zu Tage getreten — hatte die Keckin vom Haff verlegt, der Plan des Neffen, sein Kind einer modernen Pensionsanstalt anzuvertrauen, entlud ein wahres Hagelwetter von Borwürfen über sein Haupt.

„Sind Sie rappeltoll, Better?“ — sie nannte ihn niemals Nefse — „was soll aus dem Wurm werden? Ein gedrechelter Balg, dessen Brust und Verstand durch einen Schnürleib eine unnatürliche Fassung bekommen wird, der französisch und englisch parlirt und sich wundert, daß der Küchlein so viele an einer Henne ‚saugen‘! Eine Närrin, die in Amerika die Fußsteige und im eigenen Hause weder Küche noch Keller kennt! Die ihrem Manne eine schlechte Suppe mit einer Sonate von Mozart würzt, die keinem todten Fisch die Augen ausstechen, aber ihre leibeigenen Würmer verkommen lassen wird!“

Als trotz dieser schauerlichen Alternativen der Nefse auf seinem Vorsatz beharrte, schüttelte die er-

zürnte Dame den Staub von ihren Füßen und verließ den Undankbaren mit der Drohung, sich nie mehr um ihn zu kümmern und die bereits zur Rose entartete Euphrosyne vom Haff zu enterben.

So kam die kleine Rose damals in das Pensionat, welches sie erst mit dem sechzehnten Lebensjahre verließ. Es war eines jener Institute, wie es so viele gibt, in denen die kleine Heerde gewissenhaft geschult, genährt, nach Nummern rangirt, täglich einmal spazieren geführt und in corpore so früh als möglich zu Bette gebetet wird, damit den geplagten Pensionseltern dann noch einige Erholungsstunden schlagen können.

Es war so eine Art weiblicher Kadettenanstalt, auf richtigen, pädagogischen Grundsätzen basirend, für ein mütterloses Mädchen aber des Hauptelementes ermangelnd: der individualisirenden, beobachtenden Liebe, welche die erziehende Hand geschickt macht, jedes der jungen Pflänzchen nach seiner Eigenart zu leiten!

Der Freiherr vom Haff hatte nicht wieder geheirathet, er war allmählig in seine Junggesellengewohnheiten zurückgefallen. Es hatte ihm Unbequemlichkeiten verursacht, seine Häuslichkeit auf dem Standpunkt zu erhalten, der sie ihm in dem glücklichen Jahre seiner Ehe so idyllisch erscheinen ließ, er

nahm deshalb eine kleine Wohnung und lebte mit den Kameraden wie vor dem kurzen Liebestraum.

Die kleine Rose erschien jeden Sonntag beim Papa, spielte dort mit Bleisoldaten anstatt mit Puppen, und fand den Burschen als Sonne viel angenehmer, wie Mademoiselle mit der schnarrenden Stimme, den dünnen, fettigen Locken und den spitzen Ellenbogen.

Die Kleine hatte in ihrem jungen Leben bisher wenig Glück gehabt und doch sah sie aus wie ein lachender Maimorgen und hatte ein Herz — so leicht und froh, daß sie den in Bezug auf sie oft gebrauchten Ausdruck: „Armes Kind!“ durchaus nicht zu rechtfertigen schien.

Bei dem Vater traf sie auch oft mit Onkel Kolf zusammen; sie unterschied ihn sehr wesentlich von Papa, den sie respektirte, und von Mademoiselle, die sie nicht liebte, auch war sie eine zu echte kleine Aristokratin, um ihn in eine Kategorie mit dem „Burschen“ zu werfen — doch erwies sich Onkel Kolf viel zu gutmüthig und von ihr beherrscht, um in ihrem Bewußtsein zu besonderer Werthschätzung zu gelangen. In kindlicher Grausamkeit vergalt sie alle seine Liebe mit der gelegentlichen Aeußerung: „Es ist ja nur Onkel Kolf.“

Als sie heranwuchs und sich mehr und mehr zu

einer reizenden Illustration ihres Namens entwickelte, vertiefte sich in Onkel Rolf das innige Gefühl, welches ihn stets unter den Szepter der kleinen Rose geführt; sie aber empfand nichts davon, er war ihr durchaus nicht interessanter geworden und erschien ihr stets so alt wie ihr Vater, obgleich er mehr als zehn Jahre jünger war. Als Rolf einmal von ihrer gemeinschaftlichen Kindheit sprach, fragte sie erstaunt:

„Aber Onkel Rolf, warst Du denn damals ein Kind? Mir scheint, Du seiest immer schon so ein guter alter Bursche gewesen wie heute!“

Nach ihrer Konfirmation überraschte Onkel Rolf sie mit einem feierlichen „Sie“ in der Rede, bei welcher Gelegenheit Rose zum ersten Male ihm gegenüber erröthete.

Wenn Rolf es sich auf das Klügste berechnet hätte, würde er nichts Günstigeres für sich haben erfinden können, als diese kleine Aenderung in ihrem Verkehr, denn sie zog ihn bei dieser Veranlassung zum ersten Male als Person in Betrachtung, und das war doch immerhin ein Fortschritt.

Freilich hatte sie nach dem Erröthen, welches die Ueberraschung hervorrief, über den „narrischen Onkel Rolf“ laut gelacht und gefragt, ob sie sich mit der Mine, ihrer Amme, nun auch „Sie“ nennen müsse;

dann hatte sie aber dem Umstand, daß Kolf eigentlich ein fremder, ihr nicht verwandter junger Mann sei, doch eine vorübergehende Betrachtung gewidmet.

Der Freiherr vom Haff war in Verlegenheit gerathen, als ihn eines Tages die Direktrice des Pensionates fragte, wann er seine Tochter zurückzufordern gedächte.

Es wäre ihm bequem gewesen und er hatte geglaubt, es würde sich von selbst so fügen, daß Rose ein Jahr nach der Konfirmation als junge Herrin in Kolfshagen einziehen würde.

Wohl fühlte er, wo das Hinderniß für seine Wünsche zu suchen war, doch mochte er sein unbeschäftigtes Kind nicht beunruhigen und der Entwicklung nicht vorgreifen.

Ehe er noch Schritte für eine entsprechende Neugestaltung seiner Häuslichkeit getroffen hatte, kam ihm die überraschende Aufforderung, als Kommandeur des großherzoglichen Kontingentes nach X. zu gehen.

Rose jubelte.

Es wurde beschlossen, daß sie den Papa sofort dorthin begleiten solle, während die kleine Junggejellenwohnung Haff's von Kolf aufgelöst wurde.

Zweites Kapitel.

Das blonde, rosige Freifräulein vom Haff mit der biegsamen, weichgerundeten Gestalt und den lachenden Augen erregte in der Haupt- und Residenzstadt lebhafteste Bewunderung. Es lag anfänglich nicht in der Absicht des Freiherrn, die kaum siebenzehnjährige Tochter bei Hofe zu präsentiren, er hatte vorläufig in einem Hotel-Garni Wohnung genommen und suchte in erster Linie eine Ehrendame für Rose und demnächst eine Wohnung, seinem Range und der gesellschaftlichen Stellung gemäß, die er einzunehmen hatte. Es gab zwei Höfe in der Residenz, deren Strahlenkreise allerdings ineinander griffen und nur eine Hofgesellschaft bildeten.

Der großherzogliche Hof bestand aus dem regierenden Herrn und seiner hohen Gemahlin, sowie deren in allen Branchen vertretenem Hofhalt.

Der zweite Hof gruppirte sich um den Neffen des Großherzogs, Prinzen Joachim, den präsumtiven

Thronerben, mit einer Prinzessin aus nicht regierendem Hause vermählt. Es gehörten zu diesem kleinen Hofstaat nur ein Kammerherr und zwei Damen, von denen die jüngere mit dem Kavaliere der Prinzessin verlobt war und sich bereits der bevorstehenden Vermählung wegen vom Hofe zurückgezogen hatte.

48.043
Man war höchsten Ortes wegen der Wahl einer Remplacantin, trotz, oder vielmehr wegen einer Menge von Bewerberinnen, noch nicht schlüssig geworden, da schlug irgend Jemand aus der Hofgesellschaft, dem das schöne, distinguirte Freiräulein vom Haff aufgefallen, dieselbe an entscheidender Stelle zur Hofdame vor, und weil die reizende Rose eben gar nicht bekannt war, so entschied sich die Wahl schnell für sie; sonst spinnen Neid und Rancüne, Eigennutz und Bosheit bei solchen Veranlassungen ihre kunstvollsten Gewebe und machen den armen hohen Herrschaften die Entscheidung sehr schwer.

Der Oberst vom Haff zögerte keinen Augenblick mit seiner Einwilligung; er hatte sich, seiner Naturanlage entsprechend, in dem engen Gesichtskreise seiner Provinz noch eine Menge Ideale konservirt und das Geschick oder die göttliche Vorsehung gab sie ihm auch später unentweiht mit in sein Grab.

Rose war sprachlos vor Ueberraschung und geblendet von glückseliger Erwartung bei Eröffnung ihres Geschickes. Es kam ihr wie ein phantastischer Traum vor, daß sie, das einfache Kind der Provinz, die kaum dem Namen nach die Herrlichkeiten der großen Welt gekannt hatte, die mit scheuer Ehrerbietung sich den märchenhaftesten Vorstellungen von den Fixsternen dieser Erde hingeeben und sich einen König ohne die obligaten Attribute von Krone, Szepter und Reichsapfel nicht zu denken vermochte, nun plötzlich eine Rolle in der unmittelbaren Nähe dieses Höchsten der Erde übernehmen sollte.

Die Anwesenheit hoher Gäste gab in der stillen Saison Veranlassung zu einem größeren Hoffeste und bei dieser Gelegenheit erfolgte die feierliche Präsentation Rosens unter dem Schutze einer Pathin, das heißt einer vornehmen Dame, die eine gesicherte Stellung am Hofe hatte. Für jede Dame, der sich die Pforten der exklusiven höfischen Welt erschließen sollen, ist eine solche Pathin nöthig, die gewissermaßen mit ihrem eigenen Namen und ihrer Person eine Garantie für die Zulässigkeit der Eingeführten bietet. So war nun das Röschen vom Haff an den Hof verpflanzt und eine Welt von Glanz und Freude schien sich ihr erschlossen zu haben.

Bei der Vorstellung an der Seite ihrer Beschützerin schwindelte es ihr vor Aufregung und Erwartung; fast fühlte sie sich enttäuscht, die hohen Herrschaften nur mit menschlichen Stimmen reden zu hören und nicht mit allen Attributen ihrer Herrlichkeit umkleidet zu sehen.

Wie es die Courtoisie der höfischen Sitte mit sich bringt, ließ der Großherzog sich der jungen Dame vorstellen, ebenso Prinz Joachim und der anwesende fürstliche Gast.

Rose war fast betreten darüber, daß diese Herren der allerhöchsten Sphäre eine so offene Bewunderung für sie an den Tag legten; sie selbst fühlte sich geblendet von dem Glanz und der verwirrenden Schönheit der Damen um sie her. Das harmlose, einfache Kind ahnte nicht, daß geübte Blicke unter all' den künstlichen Rosen die echte herausfanden und ihrer thaufrischen Schönheit huldigten.

Einige Tage nach diesem Feste und kurz ehe die schöne Rose ihre ersten Funktionen als Hofdame auszuüben hatte, wurde sie von der Großherzogin zu einer Audienz befohlen: die hohe Frau wollte sich der Mühe unterziehen, die unerfahrene junge Dame persönlich mit den Pflichten ihrer neuen Stellung bekannt zu machen.

Zur anberaumten Zeit und in der durch die dienstthuende Dame anbefohlenen Toilette erschien Rose allein im Palais und wurde von der Hofdame empfangen. Musternde Blicke überflogen den Ankömmling, dessen Schönheit sich auch im hellen Mittaglicht stichhaltig erwies.

Der blendende Teint der jungen Rose schien der Dame besonders auffällig, denn sie fragte ganz vertraulich aufrichtig nach dem Kosmetik, welches diesen Glanz und Schmelz hervorzubringen vermochte.

Wie einfältig kam sich die arme kleine Rose vom Haff vor! Sie verstand die Kollegin nicht einmal und erröthete tief über ihre eigene Unwissenheit.

Nach kurzer Plauderei meldete der Kammerdiener, daß sie Ihre Königliche Hoheit erwarte. Die Hofdame geleitete Rose bis an den Salon und zog sich dann in das Vorzimmer zurück.

Rose kannte die Frau Großherzogin bereits, deren liebenswürdige Herablassung, sowie freundliche Worte und Unterweisungen sie bald so ermuthigten, daß sie aus vollem Herzen ihren Dank aussprechen konnte und mit kindlich warmer Zuversicht sich auch fragend an die hohe Frau zu wenden wagte.

Die Großherzogin aber blickte wohlgefällig auf das reizende, ungekünstelte Kind, das sich mit so

naiver Bewunderung und doch natürlichem Tactgefühl in die fremde Welt fand.

Zum Schluß empfahl die hohe Frau der jungen Hofdame, bei allen Gelegenheiten den Rath und die Unterweisung der Oberhofmeisterin, Gräfin Keil, einzuholen, auf deren mütterlichen Schutz Rose jederzeit rechnen könne.

Dann neigte sich die Großherzogin, um einen Kuß auf die Wange der gnädig Entlassenen zu hauchen; zugleich, es thut mir leid, muß ich bei dieser Gelegenheit des ersten faux pas meiner Heldin gedenken!

Bisher war es Rosen noch nicht passirt, daß man sie geküßt hatte, ohne einen herzlichen Gegenkuß von ihren jungen Lippen zu verlangen. Anstatt also die gespendete Huld in Devotion hinzunehmen, wie sich's gehört, wandte die Begnadete schnell das Haupt und bot der sich ihr Entgegenneigenden den rothigen Mund. Ehe die Hoheit sich's versah, hatte sie einen herzlichen Kuß weg!

Wer nun aber erröthete, das war nicht Rose — der eben etwas im Herzen klang von dem menschlich Schönen, ewig Weiblichen, das uns hinanzieht — sondern die Hoheit.

Ob das Bewußtsein einer stattgefundenen Inkonvenienz, ob Ueberraschung oder eine gewisse Nührung

gegenüber dieser naiven Wärme die Blutwelle bis in die Wangen getrieben — wer vermöchte es zu sagen!

In kürzester Zeit wurde die Ausstattung Rosens beschafft, kaum drei Monate nach jenem Abschiede auf dem Bahnhofe zu R. that das Freifräulein vom Haff bereits den ersten Dienst bei seiner jungen Gebieterin.

Und Rolf, der alte treue Freund? War er vergessen in dem Glanz der neuen Verhältnisse, unter den neuen Freunden?

Das nicht; oft sagte Rose zum Vater: „Was würde wohl unser alter guter Rolf dazu sagen, wenn er seine kleine Rose so gefeiert sähe?“ — aber Sehnsucht nach ihm empfand sie nicht, es gab zu viel des Neuen, Interessanten, Fesselnden für ihre empfängliche Seele, für ihren lebhaften Geist. Die Monotonie ihres Aufenthaltes in der Pension hatte zu sehr auf ihr gelastet, um nicht nun ein frisches Regen der Flügel, ein schnelles Entfalten ihrer geistigen Fähigkeiten zur Folge zu haben, unter welchen der Sehnsucht nicht Raum und Zeit gegönnt wurde. Kurze, jubelnde Briefe nahmen ihren Weg nach Rolfshagen; aus den Glückwünschen, die als Antwort eintrafen, las Rose freundschaftliche Theilnahme, aber ein schwerfälliges Verständniß, der

Oberst indeß — wehmüthige Resignation heraus. Die Herren und Damen vom Hofe in ihrer univervellen Glätte und Zuborkommenheit erschienen Rosen sehr liebenswürdig, doch einander zu ähnlich, um zwischen ihnen unterscheiden zu können, sie hielt sie alle für ihre guten Freunde.

Uebrigens fand sie sich sehr bald in die leichten Pflichten ihrer Stellung. Bei ihrer vornehmen Gefinnung, ihrem angeborenen Taftgefühl und hingebenden Diensteifer konnte es kaum ausbleiben, daß sie sich das Vertrauen und die Zuneigung der Prinzess Amalie, Gemahlin des Prinzen Joachim, erwarb.

Die Kollegin Rosens, ein Fräulein von Gkinger, ersetzte durch Eleganz und Routine, was ihr an Jugend und Schönheit abging, sie war eine Hofdame *comme il faut*, erfüllte ihre Pflichten höchst gewissenhaft, wenn auch mit vornehmer Gelassenheit, spottete gerne über den athemlosen Eifer der Gefährtin und empfand mit innerer Genugthuung, daß sie dieser aufrichtig imponirte.

Der am Hofe und in militärischen Kreisen sehr angesehene Vater gab der Stellung Rosens einen sichern Halt. Vater und Tochter trafen einander bei allen Hoffesten, und der Oberst vom Haff empfing mit verzeihlicher Eitelkeit und stolzer Genug-

thuung die Glückwünsche der Gesellschaft, die seiner Tochter bewundernd huldigte.

Im Stillen wünschte der Oberst sich nun Glück dazu, daß Rolf nicht gesprochen, seine Hand nicht nach der Rose vom Haff ausgestreckt hatte, neue und glänzendere Aussichten eröffneten sich seinem Ehrgeiz.

Es war der Höhepunkt des Glanzes, eine Zeit des ungetrübten Glückes für Vater und Tochter.

Nachdem die Aufregung der ersten Wochen sich beruhigt hatte, lernte Rose ihre Umgebung schon etwas besser taxiren. Sie fand die Oberhofmeisterin, Gräfin Keil, sehr ceremoniös und kalt und konnte nicht umhin, zu schauern, wenn sie sich vorstellte, auf den mütterlichen Schutz dieser kühlen, steifen Dame angewiesen zu sein. Die beiden großherzoglichen Hofdamen, die ihr anfänglich, wenn sie im Dienste mit ihnen zusammentraf, den gleichen Eindruck wohltemperirter Liebenswürdigkeit, Routine und Eleganz machten, erwiesen sich nach gemachter Bekanntschaft hinter den Coulissen als grundverschieden von einander.

Die Ältere ruhte dort von allen Kunstfertigkeiten aus, war schweigsam, ernst und — langweilig, wie es Rosen vorkam; für die Andere, Gräfin Vorn, fingen die Kunstfertigkeiten erst dann recht an, wenn

der Dienst beendet war. Sie war die erste Person, welche die Rose vom Haff zu interessiren begann.

Gräfin Lory hatte am wenigsten Veranlassung, eine Konkurrenz mit dem schönen Freifräulein zu scheuen, sie war seit zehn Jahren sozusagen diplomirt als Schönheit ersten Ranges und beherrschte als solche die europäischen Höfe von Petersburg bis Paris. Napoleon wie Nikolaus hatten ihr den Preis zuerkannt und selbst der sinnenkühle Friedrich Wilhelm IV. hatte sie scherzend die Zauberin Loreley genannt.

Sie war zu schön, um böshaft zu sein, aber zu souverän, um ihrer besten Freundin einen Anbeter zu gestatten. Gräfin Lory mit ihrer Lockenfülle in tizianiischem Roth, ihren dunkelumschatteten, meergrünen Augen, ihren satten und matten Bewegungen, hinter denen sich Elastizität und Leidenschaft verbargen und oft blitzschnell hervorbrachen — war eine odaliskentartige Schönheit, im Besitz und in der Uebung aller Mittel, um ihre Reize zu heben und geltend zu machen.

Von der sich eben erschließenden Rose vom Haff hatte noch kein verzehrender Sonnenstrahl die Thautropfen aufgesogen, der Duft und Glanz von Gottes Gnaden lag über ihr.

Man sollte es nicht glauben, es gibt aber eine

große Anzahl von Männern, besonders in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, die einer Schönheit des letzteren Genres wenig Geschmack abgewinnen können, sie finden zu wenig „Chit“ und Gewürz für ihre gesteigerten Anforderungen darin. Gräfin Lory kannte das recht gut und wußte, daß im Allgemeinen mit einer Pariser Toilette, Brillanten, savoir faire und ein wenig Hautgoät die Weichen und Rosen auszustechen sind. So war sie also gütig und liebenswürdig gegen die junge Kollegin, und sie konnte ein sehr guter Kamerad sein, wenn sie wollte.

Nach einem Diner im großherzoglichen Palais, dem ein ermüdendes Stehen gefolgt war, während die Großherzogin „Cercle“ machte, und dann ein pourparler in der Antichambre um irgend eine kleine Hofkabale sich angeschlossen hatte, entführte Gräfin Lory, welche ermüdet und echauffirt ausah, ihre junge Kollegin Rose dem Vorzimmer, in welchem die Debatten fortdauer-ten, und zog sie über den Korridor in ihr Boudoir.

„Wie können Sie das nur ertragen und dabei aussehen, als seien Sie eben frisch vom Strauch gebrochen! Ich bin total fertig! Diese alte, langweilige Person, die Keil, hat wieder aus nichts eine ganze Assiette désagrémentes geschaffen; mögen sie sie allein auseressen!“

Sich ihrer leichten Hülle entledigend, schob sie ihrer Gefährtin ein Tabouret hin und schlüpfte wie ein Käzchen in eine muschelartige Chaiselongue, neben welcher ein niedriger japanesischer Tisch mit allerlei zierlichen Rauchapparaten sich befand. Die Hand nach dem Cigarrettenetui ausstreckend, fragte sie:

„Sie erlauben mir doch? Es ist das einzige Mittel, sich zu reposiren, Sie sollten es wirklich lernen, lieber Engel!“

Dann bewegte sie eine kleine japanesische Glocke und rief der eintretenden Kammerjungfer zu:

„Mignon.“

Diese verschwand und erschien mit einem schnee-weißen Bologneserhündchen, welches, frisch gewaschen, frisiert und parfümirt, seiner Herrin in den Schooß gelegt wurde. Während das kleine Thier ziemlich mißbergnügt seinen beneidenswerthen Platz zwischen den Volants des hellseidenen Kleides, dem Spitzentuch und der cajolirenden Hand einnahm, erklärte Gräfin Lory, daß Mignon das Parfümiren der Pfötchen und des Schnäuzchens nicht liebe und daß es nur Eau de Cologne einigermaßen verträuge, nach jedem feineren Parfüm aber krank würde, „das liebe, dumme Thier!“

Rose betrachtete während dessen erstaunt das

kostbare Ensemble des kleinen Salons, in dem die brillante junge Dame wie ein Edelstein in dem dazu gehörigen eleganten Stuhl ruhte.

Trotz der befremdenden Nonchalance und der duftenden Cigarette konnte Rose indessen nicht umhin, das Ganze reizend zu finden. Ihr wurde zum ersten Mal die Schmuckkästchen geöffnet.

Ehe die Unterhaltung recht in den Fluß kam, erschien ein neuer Flüchtling aus dem Vorzimmer, der Oberstallmeister des Großherzogs, Graf Petow, der nach kurzem Klopfen, ohne sich melden zu lassen, eintrat. Ein nicht mehr jugendlicher, korpulenter Herr, indeß trotz der „Ober“-Hofcharge ein Beau vom Lackstiefel bis zum zierlich gekräuselten Haar. Gräfin Lory winkte freundlich mit der Hand, ohne ihre bequeme Stellung aufzugeben.

„Ich bin Ihnen gefolgt, meine Damen,“ begann Graf Petow mit geheimnißvoller Wichtigkeit, „um eine Indiskretion zu begehen, für welche ich exemplarisch belohnt zu werden erwarte. In den nächsten Tagen wird die erste, viel besprochene Hirschjagd stattfinden. Alle Vorbereitungen sind getroffen, unsere Offiziere, sowie die Herren vom Stadt- und Landadel sind bereits mit dem betreffenden Kostüm nach englischem Muster versehen. Es stand nur noch,

wie Sie wissen, in Frage, ob sich die Damen dabei betheiligen dürfen. Nun wird die Großfürstin Z. auf ihrer Rückreise von Italien zu kurzem Aufenthalt hier erwartet und scheint den Wunsch zu haben, sich höchstselbst an der Jagd zu betheiligen. Ich habe hier einen Brief des Grafen Scherikoff bei mir, von dem ich heute Morgen Ihrer Königlichen Hoheit Mittheilung machte, und entlockte unserer allergnädigsten Gebieterin bei dieser Gelegenheit das Zugeständniß, denjenigen Damen des Hofes, die sicher im Sattel seien, das Mitreiten der Jagd zu gestatten, vorausgesetzt, daß die Großfürstin sich dabei betheiligen wird. Es sollte den Damen indeß vorläufig nichts davon gesagt werden, um unnöthigen Zudrang und dito Vorbereitungen zu vermeiden. Die Sache soll sich ganz einfach machen, meinte Ihre Königliche Hoheit, der Gräfin Lory sei man ja gewiß und die schöne Rose vom Haff sähe man ja mit dem Papa öfter zu Pferde. Da ich nun aber weiß, daß die Damen, kleiner Toilettenfragen wegen, Vorstellungen à l'impromptu nicht lieben, verrathe ich Ihrer Discretion diesen Plan.“

Rose blickte zu dieser Eröffnung ziemlich gelassen, sie war eine geschulte Reiterin, ritt aber des Reitens wegen — anders Gräfin Lory! Wie von einer Feder emporgeschneilt, sprang sie aus ihrer trägen

Stellung auf, die Augen funkelten, die geschmeidigen Glieder streckten sich wie neu belebt, und der geliebteste Bologneser flog ziemlich unsanft auf den Teppich.

„Das ist eine köstliche Nachricht, endlich einmal etwas Neues in dem ewigen Einerlei! Bleiben Sie nur nicht auf halbem Wege stehen, bester Petow, sondern sorgen Sie dafür, daß ich aus dem Marstall ein Pferd bekomme, mit dem ich mich sehen lassen kann. Alles Uebrige ist meine Sache.“

Graf Petow warf sein Monocle in das Auge und blickte lächelnd auf die beiden Damen.

„Ich wußte, daß ich Ihnen, Gräfin Lory, eine angenehme Aufregung bereiten würde, war mir aber nicht ganz klar, wie das gnädige Fräulein hier meine Botschaft empfangen würde. Macht es Ihnen keine Freude, bei einer so außerordentlichen Veranlassung nicht nur Ihre Schönheit, sondern auch Ihren Muth und Ihre Geschicklichkeit bewundern zu lassen?“

Rose erwiderte mit ruhigem Lächeln:

„Ich weiß noch gar nicht, welche Anforderungen an meinen Muth und meine Geschicklichkeit gestellt werden sollen. In Kollshagen besaß ich allerdings schon als fünfjähriges Kind meinen eigenen Poney und auch später, in den Ferien, bin ich mit Onkel Kolf und Papa viel geritten, doch durchaus nicht schul-

gerecht gebildet, und habe nur hin und wieder meinen Muth oder meine Geschicklichkeit an einem Ackergraben oder einer kleinen Hecke in Rolfshagen versucht, wenn ich Onkel Rolf's Aufmerksamkeit entzischen konnte."

"Rolfshagen — Onkel Rolf —" wiederholte aufmerksam werdend Gräfin Lory, „das klingt nach echt feudalem Besitz! Ein Bruder Ihrer Mutter vermuthlich?"

"Nein — das eigentlich nicht, Onkel Rolf ist mir auch im Grunde gar nicht verwandt, er ist nur ein — alter lieber Freund."

Rose hatte das nicht ohne eine leichte, ihr selbst unerklärliche Berlegenheit gesagt, während die großen Augen der Gräfin, sowie das Monocle des Grafen auf sie gerichtet waren.

Gräfin Lory fühlte sich offenbar interessirt, sie fragte lebhaft:

"Ein Freund von Ihnen oder Ihrem Papa?"

"Von uns Beiden — denke ich!"

Noch immer ruhten drei fragende Augen auf Rose, — das unbewaffnete des Grafen konnte nicht mitzählen.

"Wie sonderbar!" rief die schöne Inquisitrice; „wissen Sie das nicht genau? Ich will Ihnen gleich

helfen! Ist besagter Onkel Kolf verheirathet oder nicht, alt oder jung?"

Nun lachte Rose unbefangen.

„Verheirathet ist Onkel Kolf nicht, aber auch nicht jung — scheint mir.“

„Denke ich,‘ ,scheint mir‘! Seien Sie doch nicht so diplomatisch verschlossen; wie alt ist Ihr Quasi-onkel denn?"

„Darüber habe ich wahrhaftig noch nie nachgedacht, jung ist er aber sicherlich nicht, ich glaube eigentlich — er war es nie.“

Nun lachte die Gräfin, ließ aber nicht ab, zu fragen:

„Dieser Onkel scheint mir eine höchst interessante Persönlichkeit zu sein. Sagen Sie mir, bitte, ohne ,denke ich‘ und ,scheint mir‘, wie er aussieht, denn dafür hat jedes Mädchen Augen und Urtheil. Also: Ist Onkel Kolf schön? So schön etwa wie hier Graf Petow?"

„Gnade, Gräfin,“ flehte der also Zitierte kläglich, „Gnade für mich und das gnädige Fräulein.“

Rose aber antwortete schnell und unbefangen:

„Nein, ach nein, Onkel Kolf ist gar nicht schön, und ganz anders als der Graf hier. Durchaus nicht soignirt und elegant, er ist sehr groß und stark, hat

ein rothes Gesicht und Sommersprossen auf den Händen.“

Allgemeine Heiterkeit, dann gab die Gräfin ihre Kritik ab:

„Also ein echter deutscher Bär, ohne Manschetten, indeß — cela n'empêche pas les sentiments, ma chère — und ich finde es sehr convenable und zweckmäßig, einen solchen Onkel vorrätzig zu haben. Sie sind eine viel schlauere kleine Person, als es den Anschein hat.“

Rose verstand den tieferen Sinn der Bemerkung nicht und wandte sich mit einer Frage in Betreff der Jagdpferde an den Grafen, der zuvorkommend erwiderte:

„Ich muß die Pferde aus dem Marstall für die erwarteten hohen Gäste reserviren, bin aber im persönlichen Besitz von zwei vorzüglichen Damenpferden und würde es mir zur besondern Ehre rechnen, wenn die Damen sich bei der Jagd derselben bedienen wollten. Wir könnten bis dahin täglich kleine Proberitte machen.“

Ein Augenblick streifte den Grafen, dann antwortete die schöne Lory spottend:

„Aber, liebster Petow, Sie wollen doch nicht die Geschichte des ‚Ja‘ zwischen den beiden Heu-

bündeln neu illustriren? Gestehen Sie, ist es auf unsere Herzen, unsere junge Freundschaft oder auf ein paar Käufer für Ihre Pferde abgesehen?"

Petow wandte sich an Rose.

„Sie sehen, wie grausam die Gräfin ihre treuesten Verehrer behandelt, seien Sie gnädiger gegen mich.“

Gräfin Lory schüttelte den Kopf und nahm ihren früheren Platz ein.

„Petow, Petow, der Fall gibt mir wirklich zu denken! Es sieht Ihnen außerdem gar nicht ähnlich, Ihre Trümpfe vorweg auszuspielen. Wie, wenn sich unter den russischen Damen die Kleidsamste für Sie fände? Uebrigens acceptire ich Ihr Anerbieten und nun helfen Sie mir, diese kleine Unschuld hier zu unseren orientalischen Gewohnheiten zu bekehren. Hier ist türkischer Tabak, zeigen Sie ihr, wie man mit Anmuth eine Cigarette dreht.“

Der Graf erklärte aber, sich einer solchen Sünde nicht schuldig machen zu können.

„Jedem das Seine, meine hochverehrte Freundin, der Rose den zarten Schmelz und Ihnen —“

Er stockte und verneigte sich tief, mit eigenthümlichem Lächeln.

„Nun? Und mir?“ wiederholte Gräfin Lory funkelnden Auges.

„Ihnen — den Weihrauch, meine allergnädigste, schöne Freundin!“

Nachdem er sich entfernt, sagte Gräfin Lory:

„Nun, chère petite, was meinen Sie zu diesem Verehrer? Es scheint, daß Sie mir da eine gefährliche Konkurrenz machen. Unterschätzen Sie diesen Elegant übrigens nicht, er ist sehr klug, beeinflusst stark den Großherzog, sieht gut aus, ist aus vornehmer Familie, hält einen Koch und hat einen crachat. Wenn Sie ehrgeizig sind, so — ich trete ihn Ihnen ab.“

Rose stammelte einige unverständliche Worte, sie wußte nie, ob die schöne Lory scherzte oder nicht, ob sie — Rose — der Gegenstand einer Moquerie sei oder ob sie dem wohlwollenden Blick jener schillernen, seltsam umschatteten Augen vertrauen könne.

Fräulein von Elzinger warnte sie später vor der als extravaganter bekannten schönen Gräfin, die unbegreiflicherweise von der strengen Großherzogin geduldet und sogar geliebt werde, und nannte den Grafen Petow einen gefährlichen Menschen. Rose war es unklar, was sie sich darunter denken sollte, sie fühlte sich aber in ihrer Unbefangtheit etwas beeinträchtigt.

Drittes Kapitel.

Die Großfürstin Z. von Rußland war mit einem zahlreichen Gefolge eingetroffen.

Eine königliche Erscheinung von dem Ebenmaß der Antike; etwas langgestreckte, klassische Züge und ein Teint von dem Lüster und der Farbe der Perlen, mit denen sie sich so gern schmückte. Bei dem ersten Diner erschien die hohe Frau, trotz der damals herrschenden Mode der Ueberfülle an Stoff und Garnirungen, in einer, die wundervolle Büste knapp umschließenden weißen Atlaßrobe; um den tiefen Ausschnitt, die schmalen Ärmelstreifen und den Abschluß der Taille liefen als einziger Ausputz Perlen-
schnüre; Perlen von seltener Größe schlangen sich durch das dunkle, in einen griechischen Knoten gefaßte Haar, um den blendenden Nacken und fielen in Festsongs bis auf die Falten der Robe. Leichte, kostbare Spitzen Schleier von wunderbarer Weiche und Durchsichtigkeit bildeten lang herabfließende offene

Mermel. Es war eine in ihrer Einfachheit herausfordernde Toilette, die nur eine so makellose Schönheit tragen durfte.

Der Großherzog, ein bekannter Gourmand auf dem Gebiet weiblicher Schönheit, machte mit einem Blick auf den mattglänzenden Nacken der schönen Frau den Finger an der Lippe feucht, eine Pantomime, die der Berliner Schusterjunge durch die Redensart übersetzen würde: „Der reine Zucker!“

Neben ihrer blendenden Herrin erblichen die pikanten russischen Hofdamen zu einfachen Typen. Die mattgraue Haut, das länglich geschlitzte Auge mit den etwas gedrungenen Lidern, der große Mund mit den vollen Lippen, schmale Stirne mit leicht gedrückter Schläfe, Augen und Haar gleichgefärbt, die volle Taille, die müde Nonchalance, die Grazie in der Aussprache des Französischen — kurz, die aristokratische Russin, wie jedes vornehme Bad sie kennt.

Des jungen Freifräuleins Jugendfrische hielt der königlichen und klassischen Schönheit der Großfürstin Stand, weil sie in ihrer Eigenart vollendet war wie jene und ebensowenig wie sie der künstlichen Unterstützung ihrer Reize bedurfte. Da sie jedoch nicht so siegend auftrat, verlangte sie einen sensitiveren Geschmack. Gräfin Lory kam zwischen Beiden nicht

zu kurz, wie sich von selbst versteht, sie siegte wie bekannt mit ihren Sonderwaffen.

Die Kavaliere der Großfürstin bildeten ein eigenthümliches Kontingent. Sie waren sämmtlich Stockrussen, trotz des französischen Firnisses. Im Umgange mit Damen zeigten sie sich slavisch unterwürfig, oder auch frivol und unverschämt.

Deutsch sprach kein Einziger außer dem Fürsten Scherikoff, und in dem eleganten Französisch vertrugen die Damen merkwürdig viel russische Sitte, ja sie imponirte den meisten sogar. Fürst Scherikoff war auch der Liebenswürdige der Gesellschaft, er zeigte sich begeistert für die Rose vom Haff und seine kleinen, dunklen, stechenden Augen ruhten oft bewundernd auf ihrem reizenden Gesicht. Nachdem er wiederholt ihre Gesellschaft gesucht und sie in wirklich liebenswürdiger Weise unterhalten hatte, so daß sie offenbar Gefallen an der Unterhaltung mit dem recht stattlichen Herrn fand, äußerte sie ihre Bewunderung für die schöne Großfürstin und deren ebenso reiche, wie einfache Toilette.

„Es ist nichts so kleidsam für ein schönes Weib als Perlen,“ erwiderte der Fürst, „es sollte nie einen andern Schmuck tragen. Sie passen für jedes Alter und jede Gattung von Schönheit! Sie, mein gnädiges

Fräulein, müßten zu diesem zarten Rosa auch Perlen angelegt haben, warum wählen Sie solche nicht für diese Toilette?"

Rose lachte herzlich.

„Meine Perlen, Durchlaucht, wähle ich aus sehr weiser Berechnung nicht für diese Toilette, weil ich nämlich durchaus keine Perlen besitze.“

Fürst Scherikoff sah ungläubig und verwundert aus, dann sagte er naiv:

„Wie ist es aber möglich, daß ein so schönes Mädchen keine Perlen habe? Ist es eine Caprice oder ein Aberglaube, der Sie daran hindert, welche zu besitzen?“

Rosens Heiterkeit steigerte sich.

„Nein, nein, Durchlaucht, keine Caprice, auch kein Aberglaube, ich glaube aber, es lag bisher nicht in meiner Familie, welche zu besitzen!“

„So lassen Sie mich so glücklich sein, diesen kleinen Fehler zu repariren. Ich besitze einen Perlenschmuck, der einer so schönen Trägerin vielleicht würdig sein dürfte, erlauben Sie mir, Ihnen denselben zu Füßen zu legen!“

In den Zügen der jungen Hofdame malte sich verlegene Ueberraschung und sie entgegnete stockend, daß sie so kostbare Geschenke nicht liebe, worauf der Fürst sich bedauernd abwandte:

„Pourtant des caprices! Quel dommage!“

Als Rose später der Prinzessin Amalie das Erlebte mittheilte, lachte diese sie zu ihrer Verwunderung einfach aus.

„Das hätten Sie ruhig annehmen sollen, es wird Ihnen nicht so bald ein ähnlicher Schmuck geboten werden. Scherikoff ist der reichste Mann Rußlands, er hat keine Familie — seine Frau lebt zwar noch, gehört aber zu jenen mumienhaft vertrockneten, künstlich erhaltenen Geschöpfen, die man häufig unter den vornehmen Russinnen findet. Seit zwanzig Jahren zählt diese Frau zu den Reliquien seiner Sammlungen, von deren Vorhandensein der Fürst sich vielleicht alle Jahre einmal überzeugt. Das Schenken ist eine Manie bei ihm, der er sich bei seinem kolossalen Vermögen ruhig überlassen kann, und außerdem wohl kaum so kostbar als manche andere, weniger menschenfreundliche Leidenschaften. Einige der schönsten und originellsten Schmuckgegenstände der Großfürstin sind ebenfalls Geschenke Scherikoff's. Der gute Fürst wird Ihre kurze Abweisung schlechterdings nicht begriffen haben!“

Als die schöne Lory die kleine Affäre erfuhr, äußerte sie maßloses Erstaunen.

„Man weiß nie, ob dieß kleine Strandröschen

sehr raffinirt oder sehr simpel ist. Ich komme mir furchtbar einfältig vor, bei meinem Zusammentreffen mit dem freigebigen Russen alle meine Schätze etalirt zu haben."

Der Tag der Jagd brach unter dem ganzen Zauber eines frischen Herbsttages an. Ein klarer Himmel, durchsichtige Luft, Sonnengold, buntes Laub und dieser anregende, leichte Wind, der die Wangen röthet, ohne die Nasenspitzen zu inkommodiren. Dazu die vornehme, gepuzte Gesellschaft zu Wagen und Pferde, die rothen Reiter, die heiteren Fanfaren — es gab ein reizendes Bild bunten Herbstlebens. Die jüngste Hofdame hatte das Anerbieten Petow's nicht angenommen, sie erschien auf einem Pferde ihres Vaters und in seiner Begleitung.

Rose saß mit natürlicher Anmuth im Sattel, sicher und ungezwungen; das dunkle Reitkleid, der hohe englische Hut, die kleine blaue Kravate erschienen ganz „werkmäßig" sportinglike. Kein Schleier deckte das in freudiger Erregung strahlende Antlitz und die schweren, goldblonden, in einem Netz geborgenen Flechten.

Der Oberst vom Haff blickte suchend um sich und antwortete zerstreut auf die vielen lebhaften Fragen der Tochter. Eben ritt die Großfürstin mit ihrer

Suite über die Waldwiese, um die Großherzogin zu begrüßen, deren Equipage am Waldesjaune hielt.

Die Großfürstin war genau so toiletirt, wie das schöne Freifräulein; die herrliche junonische Gestalt erschien in ihren elastischen Bewegungen zu Pferde fast noch hinreißender als in Salontoilette.

Umgeben von einer Schaar Bewunderer, war auf der andern Seite der Wiese Gräfin Lory zu schauen, in dunkelgrünem Sammet, mit Pelzwerk verbrämt, eine Art Baret mit wehenden Federn auf den im Sonnenlicht rothglühenden Locken. Sie sah brillant aus, wußte es und war deßhalb in übermüthiger Siegesfreude.

Aus einem Weg, der tief im Schatten lag, entwickelte sich eben die Meute, große englische Hirschhunde, in unruhiger Bewegung. Die wipper-in's zu Pferde, mit langen Jagdpeitschen versehen, zügelten die lebhafteste Jagdbegier der Thiere, indem sie dieselben scharf zusammenhielten. Man führte die Hunde bis an einen Punkt, wo Jäger die Fährte eines Hirsches gespürt und durch gekreuzte Baumzweige bezeichnet hatten.

Jetzt löstete der Oberpiqueur die Kappe und stieß einen lautgellenden Ruf aus; mit lautem Bellen beantworteten ihn die Hunde und stürzten sich dann,

die Nasen auf dem Boden, der Fährte nach. In wenigen Sekunden erkönten die Jagdlaute der Meute bereits tief aus dem Walde.

Sämmtliche Reiter waren der Meute gefolgt und die Equipagen verließen die Waldwiese, um sich auf gebahnten Wegen möglichst nahe der Jagd zu halten.

Auch die Amazonen waren im Walde verschwunden. Das Terrain für die Reiter blieb vorläufig der moosige Waldboden; Baumwurzeln und vorspringende Aeste waren die einzigen Hindernisse. Bald änderte sich aber die Sache. Der Hirsch durchschnitt den Wald in gerader Linie und flüchtete, von der heulenden Meute verfolgt, über einen durch Hecken und Gräben coupirten Acker, nach dem jenseits ebenfalls waldbegrenzten See. Man konnte einige gewandte Reiter dicht neben und hinter der Meute gewahren, alle Hindernisse im Fluge nehmend.

Ein Theil der Gesellschaft, darunter die Damen, hatte seitwärts einen nach dem See und um denselben führenden Weg eingeschlagen. Allen Uebrigen voran Gräfin Lory, an den wehenden Locken und Federn von Weitem kenntlich. Sie gewann bald einen bedeutenden Vorsprung, so daß sie Chance hatte, mit der Meute zugleich den See zu erreichen. Plötzlich, durch irgend welches Ungefähr erschreckt, sprang

ihr Pferd seitwärts, veränderte die Direktion und schoß dann, rechts der Jagd vorbei, dem Walde zu. Jedermann sah, daß das Thier dem Zügel nicht mehr gehorchte. Die Dame hatte ihre Fassung nicht verloren, sie saß tief vorne übergeneigt, doch augenscheinlich nicht ganz fest mehr im Sattel. Den Kopf emporgeworfen, in rasender Carrière schoß das Pferd dahin. Um ihm zu begegnen, waren einige der Herren in den Wald zurückgekehrt. Da — bevor das durchgehende Pferd die Lisière erreichte, brach ein einzelner rother Reiter aus dem Walde hervor! Wenige Sekunden — und er hatte den Kopf des Durchgängers am Riemenzeug gefaßt und das Thier seitwärts gerissen! Es war ein großer, starker Mann; er hatte die auswendige Seite gefaßt und hielt mit der rechten Hand das fremde, mit der linken sein eigenes Pferd. Dann rief er der Dame zu: „Ihr Sattel gibt nach, halten Sie sich an mir fest.“ Gräfin Lory faßte schnell besonnen ihren Reiter mit dem rechten Arm um die Taille und hielt sich so im Sattel, während Beide hart neben einander noch einige Minuten in heftigster Gangart hinjagten. Dann mäßigte sich der Lauf und der Reiter parirte so geschickt, daß beide Pferde standen. Schweigend und tief athmend hielt Gräfin Lory neben ihrem Helfer aus augenschein-

licher Gefahr, während derselbe absprang und die Sattelgurten ihres Pferdes festzog. Einigen kurzen, energischen Befehlen und Maßnahmen hatte sie sich mit ebensoviel Erstaunen als Willfährigkeit gefügt und betrachtete ihren Ritter nun mit der liebenswürdigen Ungenirtheit einer verwöhnten Dame. Sie wußte sogleich, daß sie diesen Mann mit der breiten Brust und der Muskulatur eines Stierkämpfers, dieses etwas breite, von hellem Haar und Bart umgebene, röthlich gebräunte Gesicht noch nie gesehen habe.

Er würde ihr aufgefallen sein, denn er gehörte nicht zu den Menschen, die da schachtelweise zur Welt zu kommen scheinen.

Nachdem er seine Ritterdienste in ernster, geschäftsmäßiger Manier beendet hatte, hob er vor der Dame den Hut und stellte sich mit den knappen Worten vor:

„Baron Lemming.“

Gräfin Lory betrachtete ihn lächelnd.

„Ich hörte vorher niemals diesen Namen und vermuthe stark, daß die göttliche Vorsehung Sie aus dem Stegreif zu meiner Rettung erfunden oder der heilige Gral Sie zu diesem Zweck hergesandt hat. Wissen Sie denn aber, wen Sie vor drohendem Unfall bewahrten?“

„Jedenfalls eine vorwitzige junge Dame, die

sich diesen drohenden Unfall hoffentlich zu Herzen nehmen wird!“

Die Worte entbehrten der Bewunderung wie jeglicher Schmeichelei, und wenn sie einen Scherz enthalten sollten, so verrieth Blick und Ton auch nichts davon.

„Hoffen Sie das nicht, Baron Lemming, der Vorwitz ist mein Element, in dem ich so wenig zu Schaden komme, wie der Fisch im Wasser. Und nun erlauben Sie mir, mich meinem Quasiretter in aller Form bekannt zu machen: Ich bin Gräfin Lory, Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin.“

Die Augen des rothen Reiters wandten sich voll und mit dem Ausdruck von Interesse auf das schöne, animirte Antlitz der Dame.

„So — Gräfin Lory — ja — das hätte ich mir beinahe denken können.“

Sie lachte.

„Das klingt sehr wenig schmeichelhaft und ich frage einfach: Sie haben von mir gehört, ohne durch ein naheliegendes: ‚Was, wo und wann?‘ Ihre Aufmerksamkeit mit Ihrer Galanterie in Konflikt zu führen.“

Da der sonderbare Mann, auch diese neue Herausforderung unbeachtet lassend, einfach konstatarie, daß

er in letzter Zeit mitunter Nachrichten aus der Residenz erhalten und dabei allerdings zufällig und gelegentlich auch von ihr gehört habe, rief sie intrigirt und belustigt:

„So standen Sie dem Hofe und unseren gesellschaftlichen Kreisen bisher fern?“

„Ich hatte keine Veranlassung, den einen wie die anderen zu suchen.“

„Bis dieß außerordentliche Schauspiel einer Hofjagd Ihnen eine solche bot?“

„Wie Sie sagen, meine Gnädigste.“

Während sie ihren Schleier arrangirte, prüfte die Gräfin verstohlen die Haltung ihres Begleiters und den das halbe Gesicht bedeckenden Vollbart.

„Sie sind nicht Offizier, Baron Lemming?“

„Nur preußischer Landwehrlieutenant, wodurch Sie nicht ganz zufriedengestellt sein werden, außerdem Rittergutsbesitzer und Sportliebhaber.“

„Das wirkt allerdings schon etwas mehr Licht auf Ihren Charakter. Natürlich sind Sie im Preussischen angeessen?“

„In der Provinz Pommern, zu befehlen.“

„Also ein Landsmann meiner schönen Kollegin, der Rose vom Haff?“

„Gewiß.“

„Sie kennen Ihre reizende Landsmännin?“

„Ich genieße den Vorzug, ein alter Bekannter der jungen Dame zu sein.“

Beide hatten während des Gesprächs in kurzem Galopp den vor ihnen liegenden Weg verfolgt, plötzlich parirte Gräfin Lory ihr Pferd, wodurch sie den Baron zwang, ein Gleiches zu thun, und rief mit einem Ausdruck von Schelmerei und Ueberraschung:

„Wo hatte ich denn nur meine Augen und Gedanken!“ Sie blickte in das von der Sonne röthlich angestrahlte Gesicht, dann auf die Hand ihres Begleiters, die bei der Beschäftigung von vorhin sich des Handschuhes entledigt hatte und errathen ließ, daß sie dieselben zu den entbehrlichen Luxusartikeln rechnete, und rief dann lachend und jubelnd:

„Dunkel Rolf auf Rolfshagen.“

Der Baron hob zum zweiten Male den Hut und verneigte sich, ein wenig befangen, während der unbedeckte Theil seines Gesichtes um noch eine Nuance dunkler wurde.

„Ich habe in letzter Zeit auch zufällig und gelegentlich von Ihnen gehört und sogar Ihr Signalement erhalten. Natürlich sind Sie nicht wegen der Jagd, sondern ihretwegen hergekommen? Sehen Sie, wie schnell unsere Bekanntschaft sich vertieft, wir

theilen sogar schon ein Geheimniß und eine Freundin miteinander. Das schlaue Kind hat mir aber nichts verrathen!“

„Wenn Sie das Fräulein vom Haff meinen, so weiß dieses bis zur Stunde gar nicht, daß ich hier bin. Ich verabredete mit dem Obersten eine Ueberraschung, wurde aber bei den nöthigen Vorstellungen so aufgehalten, daß die Jagd begann, ehe ich mich ihr nähern konnte!“

„Sie wissen, daß Rose auch zu Pferde draußen ist?“

„Leider erfuhr ich, daß der Papa ihr das gestattet habe.“

„Da haben wir's ja! Nun höre ich wahrhaftig sogar schon den alten, vorsorglichen Onkel heraus, an den ich gar nicht recht glauben wollte. Gefallen Sie sich in der Rolle?“

„Die Kleine hat mich, seit sie sprechen kann, stets so genannt und — der Titel ist mir allerdings lieb.“

„In Ermanglung eines bessern natürlich! Sollte er Ihnen als bezeichnender Spitzname übrigens zukommen, wovon ich mich bald überzeugen werde, so will ich ihn adoptiren. Es klingt so hübsch feudal: „Onkel Rolf auf Rolfshagen!““

Sie hatten den Hirsch unbeachtet gelassen, den sein Schicksal mittlerweile erreichte. Der See lief in seinem obern Ende zu einem morastigen Sumpf aus, der sich zwischen der Landstraße auf der einen und dem Walde auf der andern Seite noch eine lange, schmale Strecke zwischen Schilf und Röhricht hinzog.

Die Jagdgesellschaft hatte sich getheilt, auf der Landstraße rückten die Wagen und bequemen Reiter, durch den Wald der flottere, jüngere Theil derselben heran.

Aus dem Wasser, über welchem man bisher nur den stolz gekrönten Kopf sich hurtig fortbewegen sah, hatte sich der Hirsch allmählig erhoben, er watete in dem flebrigen Moor langsam vorwärts. Die Meute näherte sich ihm rasch, zugleich der Theil der Jagdgesellschaft, welcher sich auf der Waldseite befand. Die Ersten zur Stelle, als der Hirsch von der Meute gedeckt wurde, waren Gräfin Lory und Lemming. Ein zunächst herbeifliegender Reiter rief athemlos:

„Eh bien, en avant, en avant, Baron Lemming, Sie haben als Erster das Vorrecht, auszuheben!“

Es war Graf Petow, der den Cavalier der Gräfin gemacht und ihr trotz seiner körperlichen Fülle so schnell als möglich gefolgt war.

Lemming rührte sich nicht im Sattel, sondern antwortete gelassen:

„Ich cedire Ihnen, als dem Zweiten, gerne dieß Vorrecht, Herr Graf!“

Gilig, ohne Erwiederung sprang der Graf mit jugendlicher Leichtigkeit und Eleganz aus dem Sattel und watete gleich darauf bis an den Gürtel in den Sumpf. Im nächsten Augenblick sammelten sich die Reiter von beiden Seiten, indem diejenigen, welche sich auf der Landstraße befanden, die schmale, sumpfige Spitze des Sees umritten. Der Großherzog befand sich unter den zunächst Angekommenen und wandte sich mit dem Eifer des Sportsman und Jagdherrn an Lemming:

„Baron Lemming, Sie verschmähten es —“
Eine bezeichnende Handbewegung vollendete die Phrase.

Respektvoll, aber offenherzig erwiderte der Angeredete:

„Verzeihung, Euer Königliche Hoheit, es war mir zu schmutzig!“

„So sind Sie nur Reiter, nicht Jäger?“

Lemming verbeugte sich stumm, Gräfin Lory lachte.

„Jedenfalls sind Sie nicht Hofmann, Baron Lemming!“

Aller Blicke wandten sich nun auf die sich im

Morast abspielende letzte Scene des kurzen Dramas. Von den Hunden gedeckt, die wie ein Knäuel schmutziger Riesenratten sich über einander wälzten, kämpfte der Hirsch seinen letzten ritterlichen Kampf, als Graf Betow ihn erreichte. Es galt die Hunde abzuschlagen und den linken Hinterlauf des Hirsches zu erfassen. Nach einigen mißlungenen Versuchen, die den glänzenden Cavalier im rothen Rock und in den weißledernen Pantalons in das Bild eines Gassenkehrers verwandelten, entledigte er sich der Aufgabe, welche die Jagdsitte forderte. Mittlerweile kam ihm Unterstützung, der Hirsch wurde auf die rechte Seite geworfen und bis auf eine leidlich trockene Stelle geschleift, wo der hohe Jagdherr ihm durch einen kräftigen Stoß hinter das linke Blatt den Todesstoß gab.

Während die curée gemacht, das heißt das Thier aufgebrochen und die dampfenden inneren Theile in einen Kreis um dasselbe gelegt, der Meute zur Belohnung ihres Jagdeifers geworden, während das Hallali geblasen und der Bruch zunächst an die höchsten Herrschaften vertheilt worden, wozu sich Alles herandrängte, hatte sich Lemming, von den aufmerksamen Blicken der Gräfin verfolgt, Rosen genähert.

Sie hielt etwas abseits mit dem Obersten und

konnte sich offenbar in den Schluß des Jagdbergnügens nicht finden.

Erst nachdem er dicht vor ihr hielt, erkannte ihr freudig aufleuchtender Blick den Freund.

„Onkel Rolf, lieber alter Rolf! O, das macht mir das Herz wieder leicht, — sind Sie es denn wirklich?“

Der Oberst und Lemming begegneten sich in einem lächelnden Blick.

„Papa, Du wußtest es und hast mir nichts gesagt?“

Dann streckte sie Lemming die Hand entgegen und drängte ihr Pferd dicht an seine Seite.

„Er wollte es nicht, Rose,“ entgegnete der Oberst. Beinahe zärtlich fuhr Rose fort:

„Liebster Onkel Rolf, welch' glücklicher Einfall, und wie lieb und freundlich von Ihnen, sich meiner wegen all' den Unbequemlichkeiten zu unterziehen!“

Mit naivem Selbstbewußtsein sprach sie es aus und betrachtete lächelnd und verwundert das glänzende Resultat dieser Unbequemlichkeiten, die Verwandlung des bequemen Landjunkers in den höfischen Parforce-reiter.

„Gottlob, Sie sind noch dieselbe geblieben, Rose! Davon wollte ich mich allerdings überzeugen und ein

paar sonnige Blicke für den langen, einsamen Winter mitnehmen!“

„Alles würde ich eher erwartet haben, als Sie hier mitten in der Hofgesellschaft, Onkel Rolf.“

Ghe Lemming antworten konnte, ertönte hinter ihnen die Stimme der Gräfin Vornj:

„Und warum haben Sie das nicht erwartet, Rose? Unterschätzten Sie den Geschmack oder die Persönlichkeit meines Ritters?“

Rose blickte verwundert die strahlende Kollegin an, die vertraulich neckend zu Rolf hinüberblinzelte.

„Onkel Rolf — und Ihr Ritter?“

„Mein Ritter, auf den ich feierlich Beschlag lege, dem ich tief verpflichtet bin und der — mir ein sehr guter Bekannter ist, was viel mehr sagen will, als — ein sehr alter Bekannter!“

In diesem Augenblick näherte sich Prinz Joachim der kleinen Gruppe und reichte den Damen in liebenswürdiger Galanterie den Bruch — kleine Eichenzweige.

Beide Damen streckten die behandschuhte Rechte darnach aus, als der Prinz beinahe enttäuscht seine Hand zurückzog und ausrief:

„Was sehe ich? Wissen Sie denn nicht, meine Damen, daß Sie in Jagdstrafe verfallen? Man ent-

blößt bekanntlich die rechte Hand bei Empfang des Bruches!“

Rose riß erschrocken ihren Handschuh ab und erglühte so schamvoll, wie es ein solch' unerhörtes Vergehen erforderte, Gräfin Lory aber warf den hübschen Kopf in den Nacken und blickte unbeirrt und feck auf den prinzlichen Richter, indem sie schnell antwortete:

„Lieber Gott, Hoheit, auch den rechten Fuß, wenn's nöthig ist, herzlich gerne — es muß Einem nur gesagt werden, da die göttliche Eingebung unbegreiflicherweise ausgeblieben ist!“

Rose zuckte bei diesen herausfordernden Worten ordentlich zusammen, und der Oberst blickte besorgt auf den Prinzen. Dieser aber — lächelte und antwortete nach einer kleinen Pause, während welcher er den Damen die Zweige eingehändigigt hatte, halb-leise, aber Allen verständlich:

„Ich hätte die größte Lust, Sie beim Wort zu nehmen, schöne Gräfin!“

Dann traf ein bewundernder Blick die reizende Verkörperung von Schreck, jungfräulicher Verlegenheit und naivem Erstaunen, die das jüngste Hoffräulein darbot, und ein fernerer Blick wurde dem Baron Lemming zu Theil.

„Baron Lemming ist ein alter Bekannter von mir aus Berlin, wie Sie wissen,“ redete die Hoheit dann Rose an, welche, obgleich diese Thatsache ihr durchaus fremd war, bereits so viel Routine erworben hatte, durch eine schweigende Verbeugung langweilige Grörterungen zu vermeiden. Der Prinz wandte sich dann an den Obersten, erkundigte sich nach den Pferden, welche Vater und Tochter ritten, und trennte durch eine speziell mit Beiden geführte Unterhaltung den Obersten und seine Tochter von ihren Begleitern, die sich diskret einige Schritte zurückzogen.

„Man muß sich seiner Haut wehren,“ knüpfte Gräfin Lory mit Lemming wieder an, dessen Blicke mit nicht recht zu definirendem Ausdruck auf ihr geruht hatten, „ich hoffe, daß es jenem Röschen dort an den sprüchwörtlichen Dornen zur Zeit auch nicht fehlen wird!“

„Wöge sie nie nöthig haben, von ihnen Gebrauch zu machen,“ erwiderte Lemming ausweichend.

Gräfin Lory mußte, durch irgend ein Agens bewogen, eine Art von Rechtfertigung ihrer kühlen Aeußerung dem Prinzen gegenüber nöthig finden, sie fing deshalb vertraulich wieder an:

„Glauben Sie mir, Baron Lemming, man darf sich am Hofe nichts gefallen lassen! Nur wer sich

eine Stellung macht, hat eine, und ich versichere Sie, daß ich zwar schon manchen Giftpilz, aber noch keine Taube auf diesem Terrain habe prosperiren sehen!"

„Unter welchem Zeichen herrschen Sie denn, meine gnädigste Gräfin, wenn ich fragen darf?“ fragte Lemming mit leichter Ironie.

„Unter dem meiner Schönheit nicht, die hülfte mir wenig und erweckte mir für jeden Freund ein paar Duzend Feindinnen! Unter dem meiner Vortrefflichkeit aber auch nicht, da an diese die Wenigsten glauben und die Uebrigen Anstoß nehmen würden. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wären von vorneherein, weil gleichbedeutend mit Dummheit, auszuschließen — Sie sehen, von den Kardinaltugenden bleibt herzlich wenig übrig. Ich will Ihnen aber sagen, was mir hier Platz schafft, ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, es ist das meine eigene Selbstschätzung, die Andere Dünkel oder Arroganz nennen mögen. Schiller sagt irgendwo: ‚Ein Jeder gibt den Werth sich selbst und so weiter‘ und endet: ‚Den Menschen macht sein Wille groß und klein‘. Wenn dieß irgendwo als Wahrheit gilt, so ist es am Hofe. Mit diesem Grundsatz, einem freien Herzen und einem kühlen Kopf, kann man sein Leben prächtig genießen. Sie sehen, ich darf mir mehr herausnehmen als Andere,

aber nicht, weil man mich mehr liebt, sondern weil ich mehr wage. Dabei genüge ich vollkommen meiner Stellung, riskire viel weniger als die allerprüdeste meiner Kolleginnen und amüsire mich.“

Lemming betrachtete sie mit Interesse.

„Nach Ihrer Auffassung würde also dem Fräulein vom Haff ein schlechtes Prognostikon für ihre Hofcarrière zu stellen sein?“

„Ehrlich gesagt — ja! Sie ist vor Allem viel zu jung für eine Stellung der Art, und alle ihre übrigen Vorzüge sind ebenso gefahrbringend. Es fragt sich, was sie an Schutz und Stärke besitzt. Von außen einen Vater in Position und Ansehen — das ist sehr viel. Hat sie aber ihr Herz mitgebracht, worüber ich noch nicht recht orientirt bin, so ist sie doch nach allen Seiten hin exponirt und wird wenig Befriedigung von ihrer Stellung haben.“

„Ihr Herz — ein mit allen Illusionen und Idealen der Jugend gefülltes, unentweihetes, warmes Herz bringt sie allerdings zu der neuen Stellung mit!“

„Hinderlicher Ballast für eine Hofcarrière! Konnten Sie denn als vorsorglicher Onkel diese kostbare Ladung nicht vorher in Sicherheit bringen? Wäre das geschehen, so garantirte ich ihr für Vollgenuß der Gegenwart und für schöne Erinnerungen ohne

bittere Beimischung! Doch wir sind für unsere kurze Bekanntschaft in ein recht merkwürdiges Fahrwasser gerathen! Bleiben Sie noch hier, das heißt noch einige Zeit in unserer Residenz und Gesellschaft?“

„Nein, ich bin nur für diesen einen Tag hier und denke morgen wieder heimzukehren.“

„Schade, da lohnt es sich ja kaum, mit Ihnen begonnen zu haben!“

„Noch Eins, Gräfin! Was für eine Persönlichkeit ist die Kollegin Rosens, Fräulein von Elkinger, wenn ich mich des Namens recht erinnere?“

Gräfin Lory sah ihn mit einem eigenthümlichen Blick an.

„Nun, es scheint, daß Sie — quand même — einiges Vertrauen zu mir gefaßt haben. Hauptregel ist zwar, nie ein Urtheil über seine Kollegen, männliche wie weibliche, abzugeben; indeß, Sie schauen so ganz ehrlich aus, daß man Sie beinahe auch für zuverlässig halten möchte. Hören Sie also: Fräulein von Elkinger ist eine Hofdame *comme il faut*, von dem Stiefel bis zum Chignon, übrigens besitzt sie jene verderbliche Eitelkeit, die sich nicht selbst genügt, sondern stets nach Verbesserung und Erhöhung ihrer Reize trachtet, ist — wie man zu sagen pflegt, bereits auf dem absteigenden Ast

und deßhalb die natürliche Feindin Rosens. Ad notam, mit Vorsicht zu gebrauchen.“

„Ich danke Ihnen, Gräfin. Da uns das Schicksal einmal so schnell vertraut werden ließ, wage ich noch eine Bitte: Seien Sie Rosens Freundin!“

Die schöne Gräfin lachte.

„Auch das noch! Sie sind der seltsamste Mensch, der mir vorgekommen! Ich weiß nicht, ob ich Sie für sehr klug oder — für sehr unvorsichtig halten soll. Gleichviel — Sie haben mich heute von meiner besten Seite kennen gelernt, ich bin nicht immer so gefällig und — so gutmüthig. Warum sollte ich nicht auch die Freundin der kleinen Rose bleiben! Seien Sie ganz ruhig! Ich verstehe Ihre Bitte vollständig und werde ihr nicht nur nichts anhaben, sondern sogar über ihr wachen, soviel ich das vermag und verstehe. Es ist ein ganz neues Amt, und vielleicht — nous verrons! Sehen Sie dort — Prinz Joachim ist fertig und Rose blickt zu uns herüber. Da ist auch mein Cavalier, Graf Petow.“

Mit hellem Auflachen wurde der Genannte von der Gräfin begrüßt, und auch Rose und Lemming und eine Menge Anderer schlossen sich der Heiterkeit an.

Graf Petow bemühte sich, mit Hülfe seines Reit-

knechtes ganze Lagen Schlammes von den hohen Reitstiefeln zu schaben und die weißen Inexpressibles wie die Schöße des rothen Fracks nothdürftig zu restauriren.

„Liebe Rose,“ begann Gräfin Lory noch immer lachend, „halten Sie Ihr Urtheil von neulich aufrecht, als ich Sie fragte, ob Onkel Rolf so schön sei als unser lieber Graf hier?“

„Nein, nein,“ — Rose lachte herzlich — „heute — ich kann nicht umhin — es sieht zu lächerlich aus, es ist mir sehr lieb, Onkel Rolf nicht so zu sehen.“

Ein kurzer Blick Petow's flog zu der Sprechenden hinüber, die Gräfin fuhr fort:

„Und Sie sind geneigt, selbst ein rothes Gesicht und Sommersprossen auf den Händen zu übersehen?“

Es lag eine kleine, lauernde Bosheit in der Frage der schönen Gräfin, doch irrte sie, wenn sie annahm, Verlegenheit auf der einen und Kränkung auf der andern Seite zu Tage treten zu sehen.

Rose blickte unbefangen lächelnd auf Rolf und dieser nahm ebenso für sie das Wort:

„Nein, Gräfin, das können Sie nicht verlangen, an meinem ‚Indianerteint‘ und meinen ‚blonden‘ Händen pflegte sie stets ihren Witz zu schärfen.“

„Und Onkel Rolf,“ fiel Rose ein, „sich mit dem

Schusterjungen zu entschuldigen, der zum Begräbniß eine rothe Weste angelegt hatte und Spott und Entzündung mit den unsterblichen Worten niederschlug: „Wenn's Herz nur schwarz ist!“

„Sonderbare Leute,“ dachte Gräfin Lory, indem sie sich innerlich mit dem „für und wider“ einer delikaten Frage beschäftigte, was sie jedoch nicht hinderte, einen der Russen auf den Unterschied zwischen dem Grafen Petow und einem Krebs aufmerksam zu machen. „Der Krebs komme bekanntlich schwarz in das Wasser und roth wieder heraus, Petow aber sei roth in das Wasser gekommen und schwarz wieder heraus.“

Es galt nun noch einen halbstündigen Ritt nach dem Jagdschlößchen, wo ein *déjeuner-dinatoire* die Herrschaften erwartete.

Hier fand kein Toilettenwechsel statt, die nöthige Säuberung wurde in zwei kleinen Vorzimmern vorgenommen, wo die Damen ihre Amazonenkleider kürzen und die Herren Haar und Bart bürsten konnten. Rose amüsirte es, zu beobachten, daß der Fürst Scherikoff ein Paar warme, gefütterte Pelzschuhe unter dem rothen Rock auf seinem Herzen getragen und warm gehalten hatte, die er nun den zarten Füßen seiner angebeteten Herrin offerirte.

„Danke, danke,“ rief die Großfürstin freundlich; „Sie haben wieder mit Mascha, der Kammerfrau, konspirirt! Wie angenehm diese warmen Schuhe bei dem kalten Parterre hier sind!“

Dann fügte sie, zu den Umstehenden gewendet, hinzu: „Wie er mich verwöhnt, das gute alte Thier, nicht wahr?“

Man verbeugte sich unterthänigst zu dieser schmeichelfaften Anerkennung.

Während unten an einer kleineren Tafel die hohen Herrschaften, als strahlender Mittelpunkt der hohe Gast aus Petersburg, und daneben an zwei Tafeln die Hofstaaten speisten, wurde dem Groß der Parforcereiter oben ein langer Saal eingeräumt!

Die Etikette war bei solchen Festen stets verbannt, es herrschte ungezwungene Heiterkeit, die den Höhepunkt erreichte, als der Oberhofjägermeister in humoristischer Fassung eine Kritik der Jagd abgab. Kräftige Scherze, wie sie sonst nicht gestattet sind, würzten den Vortrag, Strafen wurden wegen Verstößen gegen die Jägersitte ertheilt und die beiden unvorsichtigen Hofdamen feierlichst vermahnt.

Der Oberst vom Haff war an die fürstliche Tafel befohlen worden mit einigen anderen Großen des Reiches; Lemming dinirte mit dem Groß, wie Gräfin

Lory es Rosen vorausgesagt hatte, ihm wurde also keine Gelegenheit, zu beobachten, wie eifrig den beiden Damen der Hof gemacht wurde. Die Ruffen waren ebenso geblendet von der strahlenden Jugendfrische Rosens, als agacirt von der sprudelnden Laune der Gräfin Lory, und Rose fühlte sich heute glücklicher und frohgestimmter als je, sie antwortete fast übermüthig, als Graf Petow ihr zuflüsterte, sie habe Unrecht gegen ihren „Onkel“ begangen und ihn entschieden „verkleinert“:

„Mein Gott, ich habe ihn ja erst heute mit Anderen messen können und meinen Irrthum auch sofort eingesehen.“

Das hübsche Fest endete mit einem gemeinschaftlichen Heimritt, während dessen Kolf ordentlich „beichten“ mußte. Rose war sehr intrigirt durch die „alte“ Bekanntschaft Kolf's mit dem Prinzen, wie durch die „gute“ mit der Gräfin.

Sie erfuhr, daß Kolf während seiner einjährigen Dienstpflicht in Berlin mit dem Prinzen Joachim zusammengetroffen sei, der in demselben Regiment als „Lieutenant“ fungirt habe, und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der dereinstige selbstherrliche Regent eines Großherzogthums „ein simpler Lieutenant“ in fremdem Solde gewesen sein könne.

„Und warum haben Sie mir nie etwas davon erzählt?“

„Weil es bis dahin für Sie ohne jedes Interesse war und an sich eine zu unbedeutende Sache ist, oder habe ich als zufälliger Bekannter des Prinzen Joachim in Ihrer Werthschätzung gewonnen, Rose?“

„Natürlich nicht, Onkel Kolf. Das war wieder einmal eine von Ihren sehr einfältigen Fragen, ich habe nur nie daran gedacht, daß Sie bei der Vory und dem Prinzen und den Leuten hier plötzlich etwas vorstellen würden.“

„Das kommt daher, Rose, weil Sie in Ihrer kindlichen Vorstellung glaubten, daß die Menschen in dieser Sphäre hier aus ganz besonderem Stoff bereitet seien, und es sind doch Menschen wie andere, gerade ebenso.“

Rose war verstunmt, plötzlich lachte sie hell auf und sagte:

„Nein, Onkel Kolf, doch nicht ebenso, Sie würden mir als Oberceremonienmeister zum Beispiel vorkommen wie der Elefant im Porzellanladen.“

„Rose, Rose!“ ermahnte der Oberst, aber Kolf bat:

„Lassen Sie sie sprechen, wie es ihr um's Herz ist, ich bin glücklich, daß die Hofluft ihr nichts angethan hat.“

Auf die dringenden Bitten von Vater und Tochter, den Aufenthalt in der Residenz noch auf einige Tage zu verlängern, entgegnete Herr von Lemming sehr bestimmt, daß er das nicht wolle und nicht könne, zu Hause nöthig sei, und hier weder in der Junggesellenwohnung des Obersten, noch in dem Puzkästchen der Hofdame ein behagliches Zusammensein mit ihnen haben würde.

„Wir passen hier nicht recht zusammen, laßt mich ruhig gehen, ich komme vielleicht zu der nächsten Jagd in vierzehn Tagen wieder auf vierundzwanzig Stunden her. Dießmal wollte ich mich nur überzeugen, wie — ihr hier am Hofe untergebracht seid; ich wollte einen ungefähren Ueberblick über die Menschen und Verhältnisse gewinnen, dazu bot diese Jagd die bequemste Gelegenheit. Ein andermal mehr — so Gott will!“

Er schied — leichtern Herzens als das erste Mal und alle Drei glaubten an ein baldiges, frohes Wiedersehen! Die Zukunft lag ja so hell und greifbar vor ihnen, daß sie über dieselbe verfügten, wie die glücklichen, kurzsichtigen Menschen es so gerne thun!

Des andern Tages sollte auch die Großfürstin ihre Reise fortsetzen. Abends nach dem Thee, der im kleinsten Cirkel eingenommen wurde, begleitete Prinzessin Amalie den etwas ermüdeten hohen Gast

nach seinen Gemächern und Rose hatte Gelegenheit, als sie nach einer Stunde ihre Gebieterin von dort abholte, die schöne Großfürstin in einem reizenden Negligé zu bewundern. Anstatt der unbequemen, weiten Krinoline umschloß in weichen Falten ein anschmiegender weißer Stoff die edle Gestalt, ein griechisches goldgesticktes Säckchen ließ die Taille und Büste knapp hervortreten, und aus den zurückfallenden weiten Ärmeln streckte die schöne Frau der schüchtern bewundernden Rose freundlich die Hand entgegen.

„Kommen Sie, Kleine, ich will Ihnen etwas Mär=risches, Liebes zeigen und Sie sollen rathen, was es ist.“

Damit zog sie die junge Hofdame vor das Licht ihres Toilettenspiegels und zeigte ihr ein kleines Bild in einem Medaillon, welches sie am Halse trug.

Rose betrachtete es verwirrt, es war ihr unmöglich, zu erkennen, was die sehr scharfe Photographie vorstellen sollte.

„Nun, was ist's denn?“ fragte die Großfürstin mit ihrer, dem schönen Körper seltsam widersprechenden, fast krähenden Stimme.

„Ich — ich glaube, ein Hund,“ stammelte Rose.

„Köstlich, köstlich, Amalie, höre nur, sie sagt ein Hund! Und Du hieltest Costi's Mund für einen Haarbesen!“

Es war der Mund des Großfürsten, ihres Gemahls, den sie in zärtlicher Laune aus einem Bilde, welches ihr sonst mißfiel, herausgeschnitten hatte und seitdem in einem Medaillon trug.

Am nächsten Morgen nahmen die Russen Abschied. Die Großfürstin küßte die Damen auf die Stirne und die Herren küßten in ihrer landesüblichen Galanterie die Damen auf den Arm, den Ärmel kühn zurückstreifend, bis sie zwischen ihm und dem Handschuh fanden, was küßenswerth war. Rosens Schreck bei dieser Gelegenheit bot Gräfin Lory lang vorhaltenden Stoff zu Neckereien.

Viertes Kapitel.

Baron Lemming saß etwa vier Wochen nach seinem Besuch in K. in seinem Studirzimmer zu Kolfshagen, einem behaglich ausgestatteten Raum, der die prosaische, nüchterne Arbeit, welche vor ihm lag, mit einem verklärenden Zauber umkleidete.

Hier hatte er, seit er denken konnte, seine gute, treue Mutter vor denselben Büchern sitzen sehen; hier hatte vor ihr auch der Vater gesessen, den er nie gekannt, zu dessen Porträt in lebensvoller Schönheit er pietätvoll aufzublicken gelehrt worden! Ein Bild der Mutter in Wittwentracht, wie schmerzdurchweht und vergeistigt, enthielt als Pendant zu dem lebensfrischen, jugendlichen des Vaters eine lange, wehmuthsvolle Geschichte!

Da hörte er knirschende Schritte im Schnee des einsamen Hofes unter seinem Fenster, er hob den Kopf und erblickte den Landboten der Post, zu ungewöhnlicher Zeit. Kolfshagen hatte keine andere

als die Verbindung der Landstraße mit der nächsten, mehrere Meilen entfernten Stadt, und ein Bote zu dieser Zeit, in welcher längst Briefe und Zeitungen eingegangen, bedeutete für den Einsamen ein Ereigniß.

Gleich darauf hielt er ein Telegramm in der Hand! Er hatte wenige Beziehungen mit der Welt, aus der ihm solche Botschaften kommen konnten, und es durchzuckte ihn jenes erwartungsvolle Bangen, welches die Hand zögern läßt, den Schleier zu heben.

Kurze, wenige Worte waren es, ein Schrei der Noth — von Der, die ihm das Theuerste war auf Erden, von seiner — seiner Rose.

Eine Viertelstunde später saß er mit dem Boten, der seine telegraphische Antwort zurückbrachte, im Schlitten und jagte in fliegender Eile über die weißen Felder. Er hatte seit Empfang des Telegramms kein Wort mehr gesprochen, als die kurzen, bestimmten Befehle für die improvisirte abendliche Fahrt erheischten. Es galt, den Abendzug in St. zu erreichen — vor ihm aber in Flammenschrift brannten die Worte:

„Papa sterbend, komm', hilf Deiner Rose!“

Seiner Rose! Verlassen — unter Fremden, — vom Schwersten betroffen, zum dritten Mal verwaist! Sein Kleinod — sein frohsinniges Kind,

und er weit! Stunden, das heißt Ewigkeiten von Schmerz und Sehnsucht, zwischen ihnen!

Und ob die Pferde jagen mit der letzten Kraft hingebenden Gehorsams, und ob das Herz pocht in verzweifelter Ungeduld, die Gedanken wie sturmgepeitschte Vögel flattern — das Schicksal geht unterdeß seinen stetigen, unaufhaltsamen Schritt! Wer kennt die qualvollen Stunden einer solchen Reise? Die pfeilschnelle Geschwindigkeit des Kurierzuges wird zum Schneefengang, und die Zeit, so flüchtig im Glück, dehnt jede Sekunde zur Unerträglichkeit. Die Phantasie wird grausam beschäftigt, es ist, als ob sie das einzig Lebende, rastlos Regende in allgemeiner Erstarrung sei!

Doch hienieden findet Alles seinen Abschluß, der seligste Tag kommt an seinen Abend und die finsterste Nacht an ihren Morgen, und wenn dieser Morgen auch so kalt und grau, so sonnen- und erbarmungslos wie ein erfülltes Verhängniß heraufsteigt. Ein kalter Weg — ein kalter Empfang!

Der Schnee stiebte zum Fenster hinein, und die Hand, die die seine so warm gedrückt beim Abschied, lag still und kalt, das Auge hatte kein Willkommen mehr! Es war Alles vorüber, schon gestern Abend, während Rolf's Herz noch zwischen Furcht und Hoffen bebte.

Rose war spät in der Nacht in das Schloß zurückgekehrt, nachdem sie dem theuren Vater den letzten Liebesdienst erwiesen. Wie war es möglich, wie konnte das Entsetzliche geschehen?

Aus dem Munde des Dieners hörte Rolf die kurze Thatsache.

Ein Sturz mit dem Pferde hatte dem blühenden Leben, den stolzen Hoffnungen ein jähes Ende bereitet!

Man hatte den Obersten regungs- und bewußtlos heimgebracht, Rose war herbeigeeilt — die Aerzte gaben der verzweifelnden Tochter befangene, ängstliche Antworten! Sie schrie zu Gott auf den Knien um Erhaltung des theuren Lebens, kein Zeichen kam vom Himmel — fremde Menschen, theilnahmevolle und neugierige, gaben Rath und Trost, der von ihrem gequälten Herzen abglitt — da graute es ihr — der Todeschrecken, der den Tod, seinen furchtbaren Erzeuger, in breitem Kreise umzieht, erfaßte sie und sie sandte jenen Nothschrei an den Freund und Schützer ihrer Kindheit! O, daß er dagewesen in jener entsetzlichen Stunde, in der sie nach ihm verlangte!

Nun war es vorbei, der Schlag hatte sie voll und um so schwerer, weil allein, getroffen. Er wußte, daß er sie gebrochen finden und in ihren verweinten

Augen den Vorwurf lesen würde: „Ach, warum ließeſt Du mich allein, warum hielt mich nicht Dein Arm, Onkel Rolf?“

Er ging nach dem Schloſſe, die Jungfer empfing ihn im Vorzimmer. „Das Fräulein ſei eingefchlafen, habe aber Befehl gegeben, ſie zu wecken, ſobald der Herr Baron nach ihr fragen ſollte.“

„Wecken Sie ſie nicht, ich komme wieder!“

Nach zwei Stunden, in denen er die erſten, traurigen Obliegenheiten, die der Tod dem Naheſtehendſten, hier dem Freunde auferlegt, als Pflicht übernommen und ſich dafür legitimirt hatte, trat er wieder in Roſens kleines Reich.

Er wurde in den Salon geführt und ſein Blick fiel wehmüthig auf den bunten, warmen Burnus, den kleinen braunen Sammethut mit der hellrothen Roſe: Dinge, die dort lagen, ſo wie ſie ſie abgeworfen mit wehem, blutendem Herzen nach der ſchrecklichen Nacht. — Und da trat ſie herein, ſeine arme, kleine Roſe, wie er ſie im Geiſte vor ſich geſehen, und doch auch anders! Hülfefuchend, wie ausgeſtoßen, verloren flog ſie an ſeinen Hals, klammerte ſie ſich an ihn.

„Onkel Rolf! Ach, Onkel Rolf!“ Weiter kam ſie nicht, Thränen erſtickten jedes weitere Wort.

Da ruhte sie nun mit einem Male an seinem Herzen, verlangte nur nach ihm — mit einem schmerzlichen Wonnegefühl durchzuckte es ihn und doch wußte er, daß er sie jetzt nicht an diesem warmen, guten Herzen tragen, daß er von ihrem Schmerz nicht nehmen durfte, was ihr Herz unter anderen Umständen ihm vorenthalten haben konnte; jetzt nicht — obgleich alles egoistische Fühlen in ihm erstarb unter dem namenlosen Mitleid, dem Erbarmen mit ihr, jetzt konnte es nicht sein!

Er schlug sanft seinen Arm um ihre bebende Gestalt und ließ sie weinen, indem er leise den blonden Kopf seines Lieblinge streichelte. Dann sagte er ihr, daß er bei ihr bleiben würde, bis sie ruhig geworden, daß er alle ihre Anliegenheiten in seine Hand nehmen, daß er auf den Wunsch des theuren Verstorbenen ihr Vormund sein würde. Schon bei dem Verlassen der Heimat sei das zwischen ihnen Beiden als gerichtlicher Akt festgestellt worden.

„Ich habe nun Niemanden auf der Welt als Dich!“ sagte sie mit einem rührenden Kindesblick. Das „Sie“, welches erst seit einem Jahr als künstliche Schranke zwischen ihnen errichtet war, fiel wie von selbst dem Schmerze gegenüber, der, groß und wahr, uns über alles Gemachte, Kleinliche hinweghebt.

„Du weintest mit mir, meine kleine Schwester, um die Mutter, jetzt traure ich mit Dir um den Vater!“ Seine zärtlichen, ruhigen Worte, sein Mitfühlen und Tragenhelfen, das Bewußtsein, ihren Halt in ihm zu finden, beruhigten sie allmählig, so daß er auch das nöthige Geschäftliche im Laufe des Tages mit ihr besprechen konnte.

Noch während er an ihrer Seite saß und sie traurig und müde den Kopf auf seiner Schulter ruhen ließ, öffnete sich leise die Thüre und der Kopf der Gräfin Keil erschien in der Oeffnung.

„Störe ich, liebe Rose? Ich wollte Sie nur eine Minute in Anspruch nehmen, um Ihnen —“

Rose war ruhig aufgestanden und dem Besuch mit einem zerstreuten Blick entgegengetreten. Das Auge der Oberhofmeisterin streifte den sich mit unbefangenen Ernst verneigenden, ihr unbekanntem Herrn und sie fragte:

„Ein naher Verwandter wahrscheinlich?“

„Onkel Rolf,“ sagte Rose mit demselben Ausdruck müder Geistesabwesenheit.

„Baron Lemming,“ stellte Rolf sich selber vor, „von jetzt ab als Rosens Vormund ihr nächster Schutz.“

„Ah so, verzeihen Sie, ich störe sicherlich, will mich auch nur kurz meines Auftrages entledigen.“

Ihre königliche Hoheit, die Großherzogin, gestattet gnädigst, daß Sie auch im Dienst, bis auf Ausnahmen, mit denen ich Sie später bekannt machen werde, die Trauer tragen dürfen, so lange die übrigen Mitglieder Ihrer Familie sie tragen.“

Ein lautes Aufschluchzen antwortete ihr und Rose wandte sprachlos ihr Haupt ab.

Rolf aber legte seine große Hand sanft auf den gebeugten Kopf der Weinenden und antwortete der Gräfin:

„Mein armes Kind hat keine näheren Verwandten!“

„Ich denke, Sie selbst, Baron Lemming, sind der Onkel!“

„Es ist nur das Herz, welches mir ein Recht auf diesen Titel gibt, ich bin ihr kein Blutsverwandter!“

Wieder flüsterten die Lippen der stattlichen Dame ein „Ah so!“ und ließen dann noch einige Worte der Theilnahme folgen. Es klang etwas darin von mütterlichem Schutz; aber der Ton und der Blick waren so ceremoniös und die dargereichte Hand so kühl, daß die arme, schmerzbetäubte Rose von beiden nur den flüchtigen Eindruck antipathischer Kälte empfand und den Sinn der Worte nicht erfaßte. Rolf ant-

wortete an ihrer Stelle einige konventionelle Worte und dann empfahl sich der erkältende Besuch.

Rolf hatte einen beklemmenden, unangenehmen Eindruck davon zurückbehalten, wurde aber durch die Erwägung, daß Rose eigentlich zu der Oberhofmeisterin der Großherzogin nur in ganz oberflächlichen Beziehungen stand, beruhigt.

Erst später gewann die widrige Empfindung schwerwiegende Bedeutung, später, als das Geschick, dessen erste Wolke er aufsteigen sah, sich erfüllt, als das Eintreten für ihn zu spät geworden — und er machte sich dann bittere Vorwürfe!

Die nächsten Tage mit ihrer traurigen Geschäftigkeit gingen vorüber, Rosens trübe Augen hingen oft so fragend an dem Freunde, daß es ihm das Herz zusammenschürte, doch ihre Lippen blieben stumm, und er durfte nicht sprechen. Hätte er nur eine der Waise nahestehende Verwandte, ein Haus gekannt, dem er das schwergetroffene, aus allen Himmeln glänzender Hoffnungen gestürzte Kind hätte vertrauensvoll übergeben können — er würde als Vormund das Recht und die Macht gehabt haben, sie — wenigstens für die nächsten Wochen und Monate — von hier zu entfernen und dann — weiter wagte er allerdings jetzt noch nicht zu denken — es wäre

später Rath geworden. Einmal noch traf er bei Rose mit Fräulein von Elzinger zusammen, deren wasserblaue, wie gewaltsam aufgerissene, thränenbereite Augen ihm auch keine Sympathie erwecken konnten, und dann mußte er seinen armen Liebling unter diesen Menschen zurücklassen, zwischen denen das wunde Herz heilen sollte!

Eine große Beruhigung wurde ihm allerdings zu Theil, als er, kurz vor seiner Heimkehr, eine von ihm nachgesuchte Audienz bei dem Prinzen Joachim erhielt. Der Prinz empfing ihn herzlich und voll tiefer Empfindung für den stattgehabten Trauerfall! Es war aber nicht nur dieß — denn an Ehren- und Beileidsbezeugungen, Anerkennungen und dergleichen fehlte es von keiner Seite, der Großherzog besonders gab in der würdigsten und wärmsten Weise dem Verlust Ausdruck, der auch ihn auf das Schmerzlichste durch den Tod eines so hochgeachteten Offiziers getroffen — es lag ein tieferes und feineres Verständniß in der Begegnung mit dem Prinzen Joachim. Rolf war zu wenig Beobachter und Psycholog, um den Berührungspunkt finden zu können; doch fühlte er sich dankbar bewegt und erbat sich — wie es seine Absicht war — den besonderen Schutz des Prinzen für das vaterlose Kind, als dessen Vor-

mund er sich vorstellte. Prinz Joachim war fast ein Bierziger; die ernste Zusicherung und sein wohlwollendes Eingehen in die Verhältnisse hatten etwas Ritterliches und Väterliches zugleich, wodurch Rolf sich wesentlich erleichtert fühlte.

Dann machte er noch einen Besuch bei Gräfin Lory. Er fand sie in jener apathischen Verfassung, in welche Schmerz, Langeweile, kurz jegliches Unbehagen sie zu versetzen pflegte. Im Sonnenschein brillirte sie wie ein bunter Schmetterling, entfaltete sich wie eine leuchtende Blume, im Schatten sank sie matt in sich zusammen, es fröstelte sie vor der ernsten Miene des Trauernden. Er erinnerte sie an ihr Versprechen. Sie sah ihm prüfend in die Augen und schüttelte den Kopf.

„Thörichte Menschen! Mein Wort werde ich halten — ob ich aber ihr — oder Ihnen — etwas nützen kann, — wer weiß das! Ich wollte, Sie gestatteten mir einen klaren Blick in die Verhältnisse.“

Rolf erzählte ihr von der Audienz bei dem Prinzen Joachim und dem tröstlichen Eindruck, den er erhalten.

Gräfin Lory blickte ihn aufmerksam an und unterwarf dann ihre rosigen Fingerspitzen einer näheren Betrachtung, ehe sie antwortete:

„Sie meinen es treu mit dem Wohl der Kleinen; ich möchte aber wohl wissen, was die Welt dazu sagen würde, wenn sie erführe, daß Sie den Prinzen Joachim und mich zu Hütern Ihrer Rose bestellt haben! Nun, mir sollen Sie Ihr Vertrauen nicht umsonst geschenkt haben, wenn es auch nur ein halbes ist, das arme Ding kann bei der leicht-herzigen Gory wenigstens auf Sympathie und ehrlichen Rath rechnen. Darauf meine Hand, Baron Lemming!“

Es war ein warmer, offener Blick, der ihn traf, und Kolf drückte unwillkürlich die kleine Hand an seine Lippen.

„Nun wird man Sie wohl öfter einmal hier sehen?“ fragte sie beim Abschiede.

„So oft mein Amt als Vormund es erfordert, im Uebrigen halte ich es für besser, persönlich fern zu bleiben, wenn ich keine Veranlassung habe, hülfsreich eintreten zu müssen.“

Fünftes Kapitel.

Wochen waren vergangen! Das Leben Rosens war in eine neue Phase getreten. Der Tod des Vaters hatte sie schwer und nachhaltig getroffen! Durch diesen neuen Verlust bekamen die früheren, die sie fast unbewußt erlitten, gewissermaßen erst Bedeutung für sie. Zum ersten Male fühlte sie sich verlassen und heimatlos; das Leben lag wie entzaubert vor ihr, sie begriff nicht einmal, welcher Art die Illusionen gewesen, mit denen ihre erwartungsvolle Seele es geschmückt. Goldene Schleier schienen ihr ein strahlendes Glück verhüllt zu haben, dem sie jubelnd entgegengelebt, und nun war der Tod in seiner grausamsten Gestalt daraus hervorgetreten. Dieselbe kalte Hand hatte schon zum dritten Male zerstörend in ihr Leben gegriffen! Wie war es möglich, daß sie die Mahnung bisher nicht verstanden, von Glanz und Glück träumen konnte, sie, an deren

Fersen sich der Tod so hartnäckig heftete? Es waren fremde, neue Stimmen, die sie vernahm, als sie in ihr junges, kurzes Leben zurückblickte; es dämmerten ihr plötzlich mitleidige Blicke, die sie nicht verstanden, Worte belebten sich, die bedeutungslos verrauscht waren. Armes Kind! Und sie hatte es nie gewußt, nie geahnt, daß sie vom Unglück gekennzeichnet gewesen, sie hatte jubelnd die Heimat verlassen, an die sie doch Gräber fesselten! Nun war sie losgerissen von Allem, fremd mit ihrem Schmerz unter Fremden! Was konnte noch kommen? Sie fühlte mit einer Art von Genugthuung, daß das Schicksal nunmehr ihre Person antasten mußte, sie hatte Niemanden mehr zu verlieren — Niemand mehr? Hatte sie keine Heimat?

Was ihr Auge unbewußt von Rolf gefordert in der schweren Zeit, die sie am Todtenbett des Vaters mit ihm verlebte, die Frage der Sehnsucht, die in ihrem Herzen geschlummert: „Warum nimmst Du mich nicht mit Dir, fort von hier, wo mich Niemand kennt und liebt, in die Heimat, in unsere Heimat?“ — die Frage wandte sie hin und her, bis sie verwirrt an ihm, an sich selbst zweifelte und sich müde in den Schlaf weinte.

Gräfin Lory hielt ihr Versprechen! Liebevoll

und theilnehmend suchte sie ihre junge Kollegin öfter auf und ließ sich von ihr erzählen, was die schöne Gräfin bisher nicht interessirt — von der Kindheit in Kolfshagen, dem Pensionat, den kleinen, kindlichen Freuden! — Ueber die Beziehungen zu Onkel Kolf konnte die kluge Gräfin aber nicht klar werden und das interessirte sie am meisten.

Von anderer, unerwarteter Seite wurde Rosens zarte und verständnißvolle Theilnahme entgegengetragen. Prinz Joachim suchte die Gelegenheit auf, nun mit ihr von dem Verstorbenen, seinen Verdiensten und Vorzügen und von der Trauer zu sprechen, die Rosens ganze Seele erfüllte.

Er sagte ihr, daß er sie als ein Vermächtniß des Verstorbenen betrachte, daß er von der Verpflichtung durchdrungen sei, ihr in seinem Hause eine Heimat zu bereiten und ihr ein väterlicher Freund zu sein.

Der Prinz war eine anziehende Erscheinung, trotz des etwas gelichteten Haupthaars und einer kleinen Hinneigung zum Embonpoint. Sein helles Auge konnte etwas Faszinirendes haben und der sonore Klang der Stimme damit wunderbar harmoniren. Durch vornehme Ruhe und gemessene Bewegungen, einen Ernst, aus dem sein Lächeln doppelt

wirksam traf, imponirte er — nicht ohne Absicht, wie denn überhaupt in seiner Erscheinung und seinem Sichgeben etwas Absichtliches zu Tage trat, vielleicht hervorgerufen durch das Gefühl des Beobachtetseins und die von Jugend auf dahin gerichtete Aufmerksamkeit der Erziehung. Prinzess Amalie, seine Gemahlin, war eine schüchterne, unentwickelte Natur, von der noch Niemand wußte, wessen sie fähig sei. Sie schien zum Dulden prädestinirt zu sein, so gehorsam fügte sie sich in die launenhaftesten Anforderungen des Gemahls, wie in die Vorschriften der Großherzogin, die ihr durch die Oberhofmeisterin, Gräfin Keil, mitgetheilt wurden. Ihre Stellung war eine gedrückte, unfreie und das sprach sich auch in ihrer Haltung und dem hellen, unbedeutenden Gesicht aus. Einem nicht regierenden, kleinen Fürstenhaus entsprossen, dessen Reichthum den Prinzen Joachim veranlaßt hatte, sein Auge auf die unschöne Prinzessin zu werfen, hatte sie eine einzige Chance, sich Ansehen und Stellung zu eringen, bisher versäumt! Sie war den erwarteten Erben schuldig geblieben und sie trug diese Unterlassungssünde augenscheinlich mit dem demüthigsten Schuldbewußtsein. Man war gewöhnt, aus ihren Manieren, ihren Toiletten die kleinlichen Verhältnisse

ihres väterlichen Hauses herauszulesen, und begegnete ihr ein verlegendes, anzügliches Wort seitens des Gatten oder der Großherzogin in Bezug darauf, so senkte sie die weiße Stirne und nur eine flüchtige Röthe gab Zeugniß von einer inneren Bewegung.

Die Routine und Ueberlegenheit, mit welcher Fräulein von Elzinger ihre Hofdamenpflichten absolvirte, imponirte der jungen Prinzess, besonders da Fräulein von Elzinger stets die Oberhofmeisterin und diese ihre allerhöchste Herrin als Arrièregarde hinter sich hatte. So war es natürlich, daß Prinzess Amalie sich zu der noch unerfahrenen, wenn auch bei Weitem unbefangeneren Rose hingezogen fühlte und daß das Verhältniß zwischen Beiden gerade jetzt leicht den Charakter der Freundschaft angenommen haben würde, wenn aufmerksame Beobachter einer solchen Wendung der Verhältnisse nicht vorgebeugt hätten. Verlegenheit und Unsicherheit hinderten Prinzess Amalie, der Verwaisten die tiefe Theilnahme auszusprechen und zu zeigen, welche ihr von Natur warmes Herz empfand, und Rose fühlte sich in der That, ohne es sich erklären zu können, in Gegenwart ihrer stillen Herrin und mit ihr allein am wohlsten; ein gewisser sympathischer Zug machte sich gerade jetzt zwischen diesen beiden, scheinbar so verschiedenen Naturen geltend.

Ueber das Verhältniß des jungen prinzlichen Paares zu einander hatte Rose nie nachgedacht; es schien ihr die förmliche Art, in welcher Beide miteinander verkehrten, gerechtfertigt durch die Verhältnisse, Geburt, Stellung und Erziehung, die solche hohe Persönlichkeiten weit über die Alltäglichkeit hinausheben, wie auch durch die Gegenwart so untergeordneter Wesen, wie sie selbst, bedingt. Mit unendlicher Bewunderung hatte sie durch die Hofdame *comme il faut*, Fräulein von Elzinger, die ihr stets als Muster vorgehalten wurde, herabsetzende Aeußerungen über Prinzess Amalie gehört und nach der ersten Ueberraschung so unverholene Entrüstung darüber an den Tag gelegt, daß Fräulein von Elzinger seitdem auf ihrer Hut war und die ohnehin unsympathische Kollegin mißtrauisch beobachtete. Nachdem die ersten Wochen der Trauer in bleierner Schwere an Rose vorübergezogen waren, schlug Graf Petow ihr an einem sonnigen Wintertage vor, die Spazierritte unter seiner Begleitung wieder aufzunehmen. In der Erinnerung an die jubelnden Ritte mit dem ritterlichen jungen Vater, an den reinen, kindlichen Genuß jener verlorenen Stunden, fühlte sie sich verletzt durch Petow's Aufforderung und lehnte diese fast heftig ab.

Kurze Zeit darauf aber erinnerte der Prinz sie in zarter, liebenswürdiger Weise daran, daß der theure Verstorbene mit Trauer auf sein blaßes Kößchen herabschauen würde, und daß sie es seinem Andenken schuldig sei, die Kunst, an welcher der Verstorbene so viel Freude empfunden, auch ferner zu kultiviren. Als Rose schüchtern und demüthig gehorsam sich zu fügen und den Grafen Petow von ihrer Willensänderung zu benachrichtigen versprach, entgegnete der Prinz ruhig und bestimmt:

„Nein, thun Sie das nicht, mein gnädiges Fräulein, wenn es Ihnen irgend welchen Zwang auferlegt. Petow's Gesellschaft mag augenblicklich nicht die geeignetste für Sie sein, er ist einer von jenen Vielen, die man nur in guten Tagen verträgt, ich hoffe aber, Sie rechnen mich nicht zu Jenen und gewähren mir das Vorrecht, Sie nicht nur bei dieser, sondern bei jeder Gelegenheit zu schützen.“

Rose dankte ihm gerührt und verwirrt. Am nächsten Tage aber um die Mittagszeit verließ zur großen Verwunderung des ganzen Hofpersonals eine kleine Kavalkade — bestehend aus dem Prinzen, dem Fräulein vom Haff und einem, dem Paar nachfolgenden Reitknecht, den Hof des Palais.

Der Witt und die Unterhaltung mit dem Prinzen

hatte das junge Mädchen erfrischt, ganz gegen die eigene Erwartung. Beim Abschiede bot er ihr die Hand mit den Worten:

„Vertrauen Sie mir als Ihrem besten Freunde und,“ setzte er lächelnd hinzu, „Ihrem Arzte, der Ihnen an jedem Ihrer dienstfreien Tage eine solche Erfrischung für Körper und Seele verordnet.“

Es lag, wie gesagt, eine faszinirende Gewalt in des Prinzen Blick und Stimme, der Rose sich harmlos überließ. Die zarte Art und Weise, mit der er ihren Schmerz achtete und doch ihre Theilnahme auch für andere Dinge wiederzubeleben wußte, die Anerkennung, die er stets dem Verstorbenen zollte, und die gütige Art, mit welcher er sie, das unwissende und unerfahrene Kind, geistig zu sich emporhob, stärkten und kräftigten ihr niedergeschlagenes Gemüth unwillkürlich.

Wieder waren in dieser für Rosen nur innerlich und auch da ruhig belebten Weise zwei Wochen vergangen. Sie hatte nur den stillen Dienst bei ihrer Herrin gethan, für Gesellschaft, Theater und dergleichen war ihre Kollegin eingetreten. Nur selten war sie mit den übrigen Persönlichkeiten des Hofes zusammengekommen und hatte dann eine zuvorkommende Liebenswürdigkeit von Allen erfahren.

Betow, welchem sie eine Entschuldigung machen zu müssen glaubte, hatte abwehrend geäußert: er sei viel zu sehr Hofmann, um mit einem Prinzen rivalisiren zu wollen, außerdem sei der Wunsch Seiner Hoheit einem Befehl gleich zu erachten. Rose sah ihn unbefangen an und erwiederte mit schmerzlichem Lächeln:

„So sagte er wirklich, er betrachte sich als meinen Vormund und Arzt, und einem solchen müsse man gehorchen.“

Schmerzlich berührte es sie aber, daß ihre junge Herrin kälter und zurückhaltender wurde, wogegen die Freundlichkeit der Kollegin sich steigerte.

So war das Weihnachtsfest herbeigekommen und der vierundzwanzigste Dezember versammelte die beiden Höfe mit sämmtlichen Hofstaaten unter einer stattlichen Reihe strahlender Weihnachtsbäume im großherzoglichen Palais.

Die Oberhofmeisterin hatte Rose mitgetheilt, daß es erforderlich sei, für diesen Abend die Trauer abzulegen, und so mußte sie denn in der Stunde, in der sie sehnsüchtiger als je des Verstorbenen gedachte, die Zeichen ihrer Trauer aus Kleidung und Antlitz verbannen.

Fräulein von Elzinger hatte den Dienst und

war mit ihrer Herrin nach dem großherzoglichen Palais gefahren. Der Prinz mit seinem Adjutanten folgte in einem zweiten Wagen, ein dritter brachte das Freifräulein vom Haff eben dahin. Auch der Kammerherr mit seiner jungen Frau, der Vorgängerin Rosens, war zur Bescherung befohlen.

Beim Eintreten in den Salon begegnete Rose dem Prinzen Joachim, der ihr die Hand entgegenstreckte, während seine Augen ihre einfache, hellfarbige Toilette überflogen und dann ihren fast vorwurfsvollen Blick auffingen. Er hielt ihre Hand fest.

„Sie bringen der Etikette, welcher wir uns Alle beugen müssen, ein nothwendiges Opfer, außerdem aber bereiten Sie mir eine herzliche Freude durch den lichten Rahmen Ihrer Schönheit, ich möchte nie einen dunklen Schatten darauf fallen sehen! Dem Herzen wird ja sein Recht nicht verkümmert und Sie wissen, wie hoch gerade ich dasselbe achte!“

Rosens thränenschwerer Blick enthielt etwas so kindlich hülflos Vertrauendes, daß der Prinz unwillkürlich ihre Hand an seine Lippen führte.

Diese Szene, flüchtig wie sie war, blieb nicht unbeobachtet, obgleich der Salon sich leer zeigte. Im daneben liegenden Empfangszimmer befanden sich drei Personen, welche die Handlung ohne den

Kommentar beobachteten, und diese Drei waren Prinzess Amalie mit der Dame vom Dienst, Fräulein von Elzinger, und die empfangende großherzogliche Hofdame Gräfin Lory.

Der Weihnachtsabend nahm nun seine Entwicklung und seinen Verlauf in herkömmlicher Weise; es wurde stets beabsichtigt und angestrebt, ihm den Charakter eines Familienfestes zu geben, und es wurde doch immer nur ein Hoffest daraus! Die Herablassung wurde noch etwas herablassender und die Devotion devoter. Es mag schwer sein, sein Ich in gewisse Formen zu zwingen, es wird aber ganz unmöglich, sich der Fesseln zu ent schlagen, in denen man erzogen und geschult ist, die mit der Zeit nicht mehr drücken und einen so sichern Halt gewähren, wie die hohen Schnürleiber unserer Großmüttern.

Mit fürstlicher Largesse wurden die Gaben vertheilt und der Reichthum derselben überraschte Rose, obgleich die Wahl der Geschenke sie einigermaßen befremdete. Unter dem ihr bestimmten Christbaum fand sie eine Menge Schmuckgegenstände, unter Anderem eine ganz komplette Pariser Balltoilette — allerdings in Weiß! Weißer Atlas, silbergestickter weißer Tüll und weiße Rosen, in köstlicher Naturwahrheit von jener Gattung, die man Mädchenerröthen nennt

wegen des blaßrothen Scheines, der aus dem geöffneten Kelche bricht.

Nach eingenommenem Thee, — bei welchem Prinz Joachim in fast auffälliger Weise sich in Rosens Nähe gehalten und ihr zugeflüstert hatte, daß er ihr sein Geschenk morgen früh persönlich bringen wolle und sie ersuche, ihm nach der Kirche einen kurzen Besuch zu gestatten — wurden die Hoffstaaten wie stets am Weihnachtsabend entlassen, die herzogliche Familie blieb dann unter sich, und denjenigen Persönlichkeiten ihrer Umgebung, welche Verwandte am Ort besaßen, sollte ebenso Gelegenheit gegeben werden, noch einen Privatweihnachtsabend zu genießen. Nachdem also den verschiedenen hohen und höchsten Gebern der unterthänigste Dank ausgesprochen und die letzten gnädigen Blicke und respektvollen Verbeugungen ausgetauscht worden waren, trat Prinz Joachim noch einmal an Gräfin Lory heran, die bei der Schlußceremonie Rosens Hand gefaßt und jetzt deren Arm durch den ihren gezogen hatte.

„Wie werden die Damen den Abend beschließen?“

Die Gräfin erwiderte mit einem freundlichen Blick auf Rose: „Ich denke vereint — und bei mir, Eure Hoheit, da wir Beide keinen Weihnachtsbaum weiter zu erwarten haben.“

„Sie empfangen noch, Gräfin?“

„Heute nicht, Euer Hoheit, ich bin nicht disponirt und habe bereits Petow und einigen Anderen mitgetheilt, daß ich den Rest des Abends der Meditation weihen und mir selber genug sein würde. Rose stört mich darin nicht!“

„Souverän wie immer! Ich beneide Sie — heute doppelt,“ dabei streifte ein Blick die jüngere Hofdame; — „sollten Sie nicht geneigt sein, mir eine kleine Viertelstunde der Erholung in Ihrem Salon zu gönnen? Ich würde die Meditation auch nicht stören.“

Gräfin Dory blickte ihm voll in das Gesicht.

„Nein, Eure Hoheit, ich bin heute in durchaus mitleidloser Laune und wünsche Ihnen — einen recht vergnügten Abend im Schooße Ihrer erlauchten Familie!“

Dem Prinzen schoß das Blut in das Gesicht, er wandte sich mit erzwungenem Lächeln an Rose:

„Fräulein vom Haff, ich warne Sie vor der Freundschaft dieser gefährlichen Dame, trauen Sie ihr nie völlig! Heute Sonnenschein, morgen Schnee und Eis, man läuft Gefahr, bei so unvorherzusehendem Temperaturwechsel sich zu erkälten!“

Als er sich dann mit einer entlassenden Be-

wegung von den Damen abwandte, war jeder Zoll an ihm fürstliche Hoheit.

„Aber Gräfin Lory, wie konnten Sie —“
flüsterte Rose erschrocken, „ich fürchte, der Prinz ist ernstlich böse.“

„Fürchten Sie das nicht, lieber Engel, Sie werden vielleicht bald dahinter kommen, daß eine mäßige Ungnade nicht das Unangenehmste ist.“

Vor ihrer Wohnung in der zweiten Etage des Palais traf Gräfin Lory den Adjutanten des Prinzen, Herrn von Wulbradt, einen hübschen jungen Premierlieutenant eines preussischen Kavallerieregiments, dessen Chef Prinz Joachim war.

„Gnädigste Gräfin, ist es gestattet? Ich glaube, der Prinz wollte auch einen Augenblick kommen, er fragte mich, ob die Damen hier zusammenbleiben würden.“

Die Gräfin schüttelte das Lockenhaupt.

„Ein andermal, lieber Herr von Wulbradt, ich habe den Prinzen bereits orientirt und auch für Sie gesorgt. Mordecks erwarten Sie und Petow für den Abend. Viel Vergnügen!“

Der Adjutant warf einen sehnsüchtigen Blick auf den von dem Lafaien eben geöffneten hell erleuchteten Salon und auf die beiden reizenden Gestalten der

Damen, murmelte etwas von den „Pforten des Paradieses“, verbeugte sich und trat dann seinen sporenkflirrenden Rückzug an.

„Dieser junge Berliner Herr,“ sagte die Gräfin im Eintreten, „ist nicht so unbedeutend, wie er aussieht, blicken Sie nicht so gleichgültig über sein rundes blondes Antlitz fort, Kleine! Er gehört zu jener preußischen Garde, deren Stolz es einem auswärtigen Prinzen als Ehre anrechnet, in ihren Regimentern zu dienen. Diesen Leuten imponirt man hier nicht, so eitel und ehrgeizig sie auch sein mögen, sie verachten die kleine Intrigue und halten ihr Offizierspatent für wenigstens ebensoviel als die Ansprüche des Prinzen Joachim auf den Thron von K. So sprach ich neulich gegen Wulbradt meine Verwunderung darüber aus, daß der Fürst von U. seine Souveränität an die preußische Krone abtreten wolle, und er erwiederte mir naiv: ‚Dafür kann er in Preußen General werden und ein Armeekorps kommandiren, ich denke, das Aequivalent ist nicht so übel!‘ Denken Sie an meine Worte, Rose, wenn Eine von uns hier sich eine dauernde Ungnade zuziehen sollte, würde Wulbradt der Einzige sein, der mit gleicher, oder vielleicht mit vermehrter, ostensibler Aufmerksamkeit der Betreffenden begegnen würde!“

Rose blickte erstaunt auf die erfahrene Kollegin.

„Wie schrecklich! So glauben Sie, daß die Anderen in solchem Falle Einem den Rücken kehren würden?“

„Ohne allen Zweifel,“ entgegnete ruhig die Gräfin, „und es ist gut, seine Leute zu kennen. Ich habe nur die Gelegenheit gesucht, liebe Rose, um einmal vertraulich mit Ihnen sprechen zu können. Es ist sonst nicht meine Art und im Allgemeinen sehr unklug, die Rolle der Warnerin zu machen und sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen. Indeß habe ich Ihrem Onkel Rolf unvorsichtigerweise mein Wort gegeben, Ihnen mit meiner Erfahrung beizustehen, und ich bin thöricht genug, solch' ein Versprechen für bindend zu halten. Sehen Sie aber nicht so verwundert und erschrocken aus, Kind, nehmen Sie Platz und machen Sie es sich bequem.“

Sie schob Rosen einen niedrigen Sessel hin und trat in ihr Toilette- und Schlafzimmer, dessen Thüre sie offen ließ. Rose blickte in ein reizendes rosa Nest. Die Wände, Decke, Polster, Politur und Holz waren durch spizenüberzogenen, rosarothem Stoff und Rüschen maskirt, Spizenvorhänge über rosa Seide verhüllten das Bett, eine rosa Ampel, Wachslichter in rosa Glasmanschetten kompletirten diesen puppen-

haften Raum, der zwar unendlich reizend, aber mit einem so koketten Raffinement ausgestattet war, daß es befremdete.

Während nun die geschickte Kammerjungfer ihre Dame umkleidete, plauderte die Lektore unaufhaltsam in französischer Sprache weiter.

„Bei Ihnen im Prinzenpalais ist man nie vor Ueberfällen sicher, Sie müssen sich das anders einrichten. Ich weiß, man liebt diese Art der vertraulichen Entrées, früher machte man es mir ebenso, bis ich einmal in Gegenwart der eben freundschaftlich eintretenden Gräfin Keil meinem sehr unschuldigen Lafaien eine heftige Lektion über die Inkonvenienz solcher Entrées gab. Für die Verwechslung der Adresse erhielt der arme Kerl später ein Douceur, und meine Gräfin war kurirt.“

Als Rose ihre Verwunderung über das Ansinnen des Prinzen und seines Adjutanten aussprach, noch Abends zu später Stunde empfangen zu werden, lachte Gräfin Lory hell auf.

„Ah so, das war's, was Sie in Verwunderung setzte? Ich glaubte Sie eigentlich vollständig au courant mit all' meinen Sünden, die freundlichen Kolleginnen pflegen das schnell zu besorgen.“

„Sehen Sie, das hängt folgendermaßen zu-

fammen. Nach den kleinen Empfangsabenden, an denen die materielle Verpflegung eigentlich nur Dekoration ist, esse ich hier bei mir einen bequemen Salat, bequem deshalb, weil er Alles in Einem enthält, was einem verlangenden Gaumen behagt, dazu verordne ich mir eine halbe Flasche Sekt. Diesen Salat mischt mir meine Jungfer aus allerlei guten Sachen, Eiern, Hummer, Huhn und dergleichen und hält ihn bereit. Zufällig hörte Petow davon und lud sich dazu ein, ebenso die Kollegin, einige der Herren folgten und vor seiner Verheirathung fehlte auch Prinz Joachim selten bei diesen improvisirten Soupers, die anfänglich natürlich einen fürchterlichen Skandal hervorriefen. Freilich haben wir Hofdamen Frauenrechte, es hatte aber noch keine in dieser Weise davon Gebrauch gemacht. Als ich dem Großherzog von dem Beifall erzählte, dessen sich mein bequemer Salat erfreue, amüsirte er sich so darüber, daß er mir eine große Salatschüssel und einen dito Sektkühler schenkte. Seitdem findet auch die Oberhofmeisterin so wenig an meinem Salat auszusetzen, daß sie mitunter selber dazu erscheint. Vor zwölf Uhr entlasse ich jedoch stets meine Gäste, auch bestehen dieselben immer nur aus Mitgliedern der beiden Höfe. Mein Salat ist in Ufsance gekommen, je vous assure."

Rose aber kam zu dem Schluß, daß Gräfin Lory sehr wohlhabend sein müsse, das Spitzennest und die Champagnerfêten ließen sich unmöglich von der Hofdamengage bestreiten. Als sie etwas Derartiges andeutete, erwiederte die schöne Gräfin leichtthin:

„O, ich bin nur ein Finanzgenie, mein Engel, und führe eine ungemein ordentliche Menage. Vom Sekt bis zur Stecknadel entnehme ich Alles von unserem Hoflieferanten, dem Kommerzienrath Cohn. Bis zu zehntausend Thalern gibt er mir Kredit und so hoch lasse ich mein Konto natürlich nicht anwachsen. Von Zeit zu Zeit werfe ich ihm etwas zu, ein paar hundert Thaler habe ich stets vorrätzig, ein alter, reicher Onkel muß mitunter auch herhalten und so geht es wundervoll. Ich habe stets Geld und brauche mir den Kopf über Rechnungen nie zu zerbrechen.“

„Aber das Ende?“ fragte Rose entsetzt, „wie soll denn die Sache endlich ausgeglichen werden?“

„Das geht mich nichts an, das ist Cohn's Sache, irgendwie wird's der Jude schon machen. Mich darf es nicht beunruhigen, da er ja ganz genau weiß, daß ich es nicht bezahlen kann.“

Rose blickte die Sprecherin sprachlos vor Staunen

an. In einem langen weißen Peignoir, auf dem die offenen Haare wie eine goldene Mähne den Rücken hinabflossen, trat die Gräfin dann aus ihrem rosenrothen Nest und führte die junge Kollegin in den Salon zurück.

Es lag auch jetzt bewußte Koketterie in ihrem ganzen Wesen, offenbar machte es ihr Freude, das junge Mädchen zu blenden, dabei war sie aber doch von einer gewissen Unruhe ergriffen und die Bewegung, mit der sie den besprochenen Salat und Sekt, den heute die Jungfer zu serviren hatte, abwies, hatte etwas nervös Gereiztes.

„Schade, daß Sie sich nicht auch entpanzern können, ich meine, es plaudere sich besser und rückhaltloser im Negligé.“

Sie kauerte sich mit der Grazie eines Kätzchens in die Polster ihrer muschelartigen Chaiselongue und zog Rose neben sich nieder.

„Was sagen Sie denn zu unserer Weihnachtsbescherung?“

„Mich dünkte sie über allen Ausdruck reich und glänzend! Ich mußte an die Feenmärchen der Kindheit denken bei dieser Fülle von Kostbarkeiten! Für mich war es zu viel, viel zu viel, es beklemmt mich — auch die Wahl der Geschenke, die ich erhielt —

ich hoffe, Prinz Joachim wird mir morgen nichts-
derart geben.“

„Prinz Joachim?“ fragte die Gräfin aufmerksam,
„wird es dieses Jahr eine Nachbescherung bei Ihnen
geben? Das war sonst nicht Sitte.“

„Nein — das heißt, ich weiß es nicht, der Prinz
bat mich nur um Erlaubniß, mir sein Geschenk
morgen selbst bringen zu dürfen und —“

„Gott sei Dank, Sie geben mir den Faden selber
in die Hand,“ fiel Gräfin Lory erleichtert ein und
setzte nach kleiner Pause ernst hinzu: „Empfangen
Sie den Prinzen nicht, Rose!“

„Nicht? Warum nicht? Sie sagten doch eben
selbst, daß er öfter zu Ihnen käme!“

„Das ist etwas Anderes, er kommt außerdem nie
allein und — und — nun — er machte mir nie-
mals den Hof!“

Wie von einer Natter gestochen fuhr Rose empor.

„Was — was — meinen Sie damit?“

Mit einem unbehaglichen, komisch verlegenen
Lächeln fuhr die Gräfin fort:

„Na, da haben wir's ja; das war's, was ich
fürchtete! Sie sind das reine Kind, Rose, und ich
wollte, Ihr weiser Onkel hätte mich aus dem Spiel
gelassen! Bemerkten Sie denn wirklich nicht, was

der ganze Hof und die Stadt weiß und sieht, daß der Prinz seit einiger Zeit nur Auge und Ohr für Sie hat und sich ausschließlich mit Ihnen beschäftigt? Er ist nie ein damoiseau gewesen und weiß heute noch nicht recht mit seiner Frau umzugehen; mit mir verkehrte er en bon camarade, weil er mich seit fünfzehn Jahren kennt; sonst, glaube ich, hat er die Frauen bisher gefürchtet, wenigstens herzlich wenig beachtet. Seit wir den Vorzug haben, Prinzessin Amalie am Hofe zu K. sich ausschweigen zu sehen, kennt auch Jeder den Kampf der Aermsten um die Pferde, deren sie benöthigt; niemals hat sie es erreicht, ein Reitpferd zu besitzen, obgleich damit die einzige Passion dieser passiven Natur befriedigt werden könnte. Sie, mon ange, verfügen über den Stall in einer Weise, daß Alles auf dem Kopf steht, vom Stalljungen bis zum Großherzog. Seit vierzehn Tagen reiten Sie täglich, und zwar mit dem Prinzen spazieren, der früher im ganzen Winter nicht einmal zu Pferde saß. Die Kammerdiener erzählen sich, daß der Prinz sich seit einiger Zeit stets unterrichten läßt, wann die Prinzess ihre Damen zur Gesellschaft befiehlt, und haben beobachtet, daß der hohe Herr zu ungewohnter Stunde der Gemahlin einen Besuch abstattet, wenn das Fräulein

vom Haff sich im Dienst bei derselben befindet. Ist das nicht Alles höchst wunderbar?“

Rose saß wie erstarrt. Es war, als ob sich ein Abgrund vor ihr eröffnet habe; ihr schwindelte und eine ungeheure Angst packte sie.

Die Gräfin fuhr fort:

„Und nun heute Abend! Dieß eigenthümliche compliment d'entrée wurde durch ein Erröthen der Prinzess Amalie und einen triumphirenden Blick der Elzinger notirt, ich stellte mich vergeblich vor die verrätherische Thür, es war zu spät! Den ganzen Abend hielt sich der Thor dann an Ihrer Seite und erwartete hier bei mir eine Fortsetzung dieses Vergnügens! Deßhalb fertigte ich ihn so ab, und deßhalb dürfen Sie ihn morgen nicht empfangen, wenn Ihnen Ihr Ruf, Ihre Ehre und die Ruhe Ihrer Herrin etwas gilt.“

Die schöne Gräfin erwärmte sich mit der Zeit für die anfänglich ungeru übernommene Rolle der Sittenrichterin, und das Schweigen des Entsetzens mochte sie wohl für ein Verstummen der Schuld halten, denn sie fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Sie können doch die Naivität unmöglich so weit treiben, den Prinzen auch als so eine Art Dunkel Kolf zu betrachten und sich unter seine

spezielle Ritterschaft stellen! Das glaubt Ihnen kein Mensch!"

Hätte sie einen Blick auf das arme Opfer ihrer wohlwollenden Vorsicht geworfen, sie würde demselben wenigstens das Letzte erspart haben.

Mit weitgeöffneten Augen und fest ineinander gepreßten Händen, bis in die Lippen entfärbt, wie durch einen entsetzlichen Anblick gelähmt, saß das arme, aus den Himmeln der Unschuld gestürzte Kind da, und halb unbewußt glitt ihr die Frage über die Lippen:

„Wo kann ich hin? Wohin?“

Die Gräfin richtete sich aus ihrer bequemen Stellung auf.

„Gott im Himmel, Rose, wie sehen Sie aus, was soll das denn heißen?“

Die Gedanken der schönen Lory mußten sich nach sehr falscher Richtung verirrt haben, denn sie setzte beunruhigt hinzu:

„So schlimm wird es doch nicht sein?“

In dem Blick, der sich flehend auf sie richtete, lag nur Angst, kein Verständniß für die Beleidigung der letzten Worte, und als das arme Kind nun vor ihr auf die Kniee sank und, den Kopf hintenübergeworfen und die Hände erhoben, ausrief: „O, Papa,

Papa, warum ließeſt Du mich hier zurück!“ da kam der welterfahrenen Dame eine Ahnung von der Kinderunſchuld, mit der ſie es zu thun hatte, von dem Todesſchrecken eines erſten Blickes auf jenes Sündenfeld, welches die Gewohnheit uns ſo kaltblütig durchſchreiten läßt, wie der ſchlachtengeübte Soldat das Todesfeld durchſchreitet. Unbehagen, Mitleid und Berlegenheit bemächtigten ſich ihrer, und ſie traf vielleicht das Rechte, wenn ſie beinahe ärgerlich ausrief:

„Aber, Kind, ſo machen Sie doch keine *cause célèbre* aus dieſer Lappalie! An dem Allem iſt Ihr thörichter — Onkel ſchuld! Wie kann man ſolch' einen Kindskopf an den Hof bringen! Dieſe Lämmer gehören aus der Kinderſtube in's — nun — in die Kinderſtube! Seien Sie vernünftig; die Augen mußten Ihnen doch einmal geöffnet werden und je früher, je beſſer; Sie hätten ſich in Ihrer Dummheit ja wahrhaftig in's Unglück ſtürzen können, und nach dieſer Probe hier hätte ich die Verzweiflung dann nicht erleben mögen! Gott bewahre Einen in Gnaden vor ſolch' unſchuldiger Konſtitution, die Einen dem Teufel mit verbundenen Augen in den Schooß werfen kann. Es iſt unglaublich!“

Roſe hatte ſich geſammelt, ſo gut ſie es vermochte,

und fragte nun demüthig, während die hellen Thränen ihr Antlitz überströmten, ohne daß sich dasselbe wie sonst bei Weinenden verzog:

„Was soll ich thun? Wohin soll ich gehen?“

„Sie sollen ein kluges, besonnenes Mädchen sein und vorläufig bleiben, wo Sie sind, sich nichts merken lassen und dem Prinzen ausweichen. Das wird ihn sehr bald langweilen, denn ich halte ihn keiner wirklichen Passion fähig. Er gefällt sich in der Rolle des väterlichen oder brüderlichen Beschützers, aus der sich dann gelegentlich ganz angenehme kleine Anregungen ergeben. Zeigen oder sagen Sie ihm meinetwegen, daß Sie seines Schutzes in dieser Weise nicht bedürfen und damit basta. In wenigen Tagen werden Sie über den ganzen Spuk lachen!“

In keiner Weise beruhigt, fragte Rose noch immer mit nervösem Klingen der Hände:

„Wenn ich mit Prinzess Amalie spräche?“

„Sind Sie toll?“ fuhr die Gräfin nun ernstlich besorgt auf; „das fehlte noch! Beschwören Sie mir keinen Hoffskandal herauf, das bitte ich mir allen Ernstes aus.“

„Wenn aber die Prinzess nun auch das — das Schreckliche glaubt?“

„Nun, so tragiisch wie Sie wird es Prinzess

Amalie nicht auffassen, außerdem überzeugen Sie dieselbe vom Gegentheil. Hüten Sie sich vor der Elzinger und halten Sie sich die zur Freundin. Das ist allerdings eine sehr schwierige, vielleicht unmöglich zu lösende Aufgabe.“

„Was soll ich thun, ihr Herz zu gewinnen?“

„Gott erbarm' sich!“ stöhnte die Gräfin; „kriegen Sie die Pocken, Kind, oder scheeren Sie sich eine Tonsur, damit wäre die Sache sofort gemacht, sonst — seien Sie klug oder werden Sie es! Es muß hier Jeder um seinen Platz kämpfen und sich behaupten so gut er kann. Sie standen bisher wie ein Zuckerengel auf der Baumtorte und bilden sich ein, man wird Sie da ruhig stehen lassen.“

Sie sprang auf und schüttelte die rothen Mähnen.

„Wie Sie mir heiß gemacht haben! Mit solch' unnützen Emotionen bereitet man seiner Schönheit ein frühzeitiges Grab, merken Sie sich das! Keine Aufregungen und keine Thränen, wenn Sie sich Ihre glatte, zarte Haut und leuchtenden Augen erhalten wollen. Seien Sie auch vorsichtig in dem, was Sie Ihrem Dunkel Holf über die Sache schreiben.“

„Kein Wort davon darf er erfahren,“ fiel Rose neu geängstigt ein, „das würde mir nur eine neue Marter bereiten! Was könnte er auch thun!“

„Sie zum Beispiel heirathen,“ sagte die Gräfin langsam, die Wirkung dieser Worte beobachtend.

Das arme Kind zuckte nun zusammen, es kam ihr vor, als sei sie am Ertrinken, Alles brach zusammen, das Wasser der Trübsal stieg ihr bis an den Hals.

„Mein Gott, wie kann das Leben plötzlich so unaussprechlich elend werden!“ Sie weinte bitterlich, Gräfin Lory redete ihr begütigend und zärtlich zu.

„Könnte ich Ihnen doch ein klein wenig von meiner Lebensphilosophie abgeben! Wenn ich solche Kleinigkeiten so tragisch hätte nehmen wollen — mein Gott, wie viel Schmerzen und Verluste hätte ich mir und wie viel hämische Genugthuung und Freude Anderen bereitet! Fragen Sie sich bei solchen Veranlassungen einmal ehrlich: wird dich dieß in Jahr und Tag noch ebenso unglücklich machen? Wenn nicht, so ist die Sache auch heute so viel Thränen und Kummer nicht werth, das Leben ist so kurz und wenn man klug ist, kann man es recht heiter genießen!“

„Nie, nie mehr!“ schluchzte Rose; „o, Sie hätten mir das nicht anthun sollen, ich war zerschlagen genug!“

„Nun, nun, Kleine, das klingt ja so pathetisch, als wenn Schiller die Jungfrau klagen läßt: ‚Gib

mir meine Blindheit wieder,‘ oder den Tell: ‚Du hast die Milch der frommen Denkkungsart mir in ein gährend Drachengift verwandelt!‘ Ihr Herzchen ist ohnehin belastet und deßhalb nehmen Sie die Sache so larmoyant! Ich werde Sie in meinem Wagen jetzt nach Hause schicken, damit Sie nicht mehr nöthig haben, durch die Elzinger, Wulbradt oder wer sonst von Ihrem Hof noch unterwegs ist, abgeholt und beobachtet zu werden.“

Sie klingelte, gab ihre Befehle und beförderte die Heimkehr ihres erregten, jungen Gastes in freundschaftlicher Eile.

Zu Hause fand Rose einen Brief Kolf's, voll ruhiger Bärtlichkeit, der den offenbaren Zweck hatte, ihr über die Schwere dieses Tages hinwegzuhelfen. Er kam verspätet in ihre Hand und that nun sein Bestes, er zeigte ihr, daß sie nicht verlassen sei, daß ihr ein treues Herz geblieben, eine Zuflucht für ihre geängstete Seele. So erquickend dieses Bewußtsein aber auch für sie war, hielt sie doch eine unüberwindliche Scheu ab, von ihren eben gemachten, sie so schmerzlich demüthigenden Erfahrungen Kolf etwas mitzutheilen. Dazu kam, daß die Bemerkung der Gräfin Lory: „Er kann Sie ja heirathen,“ gleichsam einen empfindlichen Nerv in ihr bloßgelegt und

ein Fremdes zwischen sie und den Freund geschoben hatte.

Sie schickte ihre Jungfer zu Bette und saß bis an den Morgen, vertieft in wehmüthige Erinnerungen, in Sorgen, wie sie in dieser trostlosen Schwere eigentlich nur dem Kindesalter angehören, wo der Maulwurfshügel zum unübersteiglichen Hinderniß wird und über den engen Horizont hinaus sich kein Ausweg entdecken läßt; beschäftigt mit hinfälligen, kindlichen Plänen, bis der Schlummer sie überraschte, ehe sie darüber schlüssig geworden, wie sie dem drohenden Besuch des Prinzen ausweichen sollte, ohne auffällig zu werden und zu beleidigen.

Am nächsten Morgen hatte sie den Dienst und wagte während des Gottesdienstes in der Schloßkirche kaum die Augen zu erheben, während das Blut in fortwährendem Wechsel ihr Antlitz färbte und entfärbte.

„Sind Sie krank, Rose?“ hatte die Prinzess in ihrer ruhigen Weise gefragt, und auf die erhaltene ausweichende Antwort hinzugesetzt: „Wenn es Ihnen lieber ist, so bleiben Sie in Ihrem Zimmer, sonst wollte ich Sie auffordern, mir beim Aufstellen der gestern erhaltenen Kunstschätze behülflich zu sein!“

Rose beeilte sich zu versichern, daß sie durchaus

dazu bereit sei, und athmete wie erlöst auf, als die Prinzeß sie bat, in ihrem Vorzimmer abzulegen und auf sie zu warten. So konnte der gefürchtete Moment wenigstens hinausgeschoben werden.

Kaum hatte sie jedoch Hut und Mantel dem Kammerdiener überlassen, als einer der Lakaien des Prinzen an sie herantrat mit der Frage, ob das gnädige Fräulein für den Prinzen einen Augenblick zu sprechen sei.

Hastig entschuldigte Rose sich mit dem Dienst, der sie noch bei Ihrer Hoheit beschäftige, und entschlüpfte in das Vorzimmer der Prinzeß. Nicht fünf Minuten darauf trat jedoch der Prinz in dasselbe ein und auf die fast ängstlich zurückweichende Rose zu.

„Bin ich seit gestern ein Gegenstand der Furcht für Sie geworden, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er scherzhaft spottend.

„Ich bin so überrascht,“ stammelte die Aermste in zunehmender Verlegenheit, „und die Frau Prinzeß erwartet mich, glaube ich!“

„Und das hindert Sie wirklich, mir die Hand zu reichen wie bisher und Ihrem besten Freunde vertrauend in die Augen zu sehen? Ist etwas vorgefallen, hat man es gewagt, Sie zu kränken?“

„Nein, o nein, Eure Hoheit, ich glaube nur, daß — daß — Frau Prinzeß es eilig hat.“

Ein leichter Verdruß markirte sich in den Zügen des Prinzen.

„Ich wollte Sie auch nur so lange aufhalten, um Ihnen meine versprochene Weihnachtsgabe selbst zu geben. Freilich habe ich, wie es scheint, in meiner Ungeduld, Ihnen eine kleine Freude zu bereiten, den rechten Augenblick dafür nicht gefunden. Ich wollte es Ihnen allein geben, unter vier Augen, Rose,“ — er zog einen kleinen, in Seidenpapier geschlagenen Gegenstand aus der Brusttasche und reichte ihn ihr dar, — „ich glaubte Sie bisher so gut verstehen zu können, machen Sie mein Vertrauen nicht zu Schanden und gönnen Sie mir einen jener offenen, lieben Blicke, die mich so glücklich machen!“

Mit steigender Angst und abwehrender Bewegung hatte Rose ihn angehört, da hatte der Prinz die Papierhülle fallen lassen, er hielt ein Etui in der Hand und entnahm demselben ein einfaches Medaillon von glattem, schwerem Golde, welches er schnell geöffnet der Ueberraschten bot.

Das Bild ihres geliebten Vaters, in feinsten Miniaturmalerei, blickte ihr sprechend ähnlich entgegen, und mit einem Laut des Entzückens, Alles um sich her

vergessend, streckte Rose die Hand darnach aus, um das Bild an das Herz und die Rippen zu drücken.

Dann wandte sie sich mit überströmenden Augen an den gerührten Geber und reichte ihm beide Hände.

„O, wie soll ich Ihnen danken! Ich vermag es nicht auszusprechen, was so tief mein Herz bewegt.“

„Ich bin reich belohnt!“

„Wie haben Eure Hoheit dieß herrliche, so unaussprechlich ähnliche Bild herstellen lassen können?“

„Nach einer kleinen Photographie, die ich besaß. Der Maler mußte das Bild hier unter meiner Aufsicht und nach meiner Angabe verfertigen, daher ist es im Ausdruck und in den Farben so wohl getroffen!“

„Es ist die erste, die einzige Freude, die mir werden konnte, das einzige Geschenk, welches für mich einen Werth, einen doppelten Werth hat.“

Wiederum reichte sie ihm mit einem in Thränen strahlenden Blick die Hand, die er küßte, ohne daß sie daran dachte, ihn zu hindern. Beide hatten nicht bemerkt, daß die Thüre sich geräuschlos geöffnet hatte und die elegante Gestalt der Fräulein von Elkinger in derselben sichtbar geworden.

„Ich bitte um Verzeihung, Eure Hoheit, wenn

ich störe, aber die Frau Prinzessin haben soeben befohlen,“ — mit diesen in äußerster Devotion gelispelten Worten machte sich die Dame bemerkbar und hatte die Genugthuung, Rose heftig zusammenerschrecken und erröthen zu sehen, sowie zu bemerken, daß diese schnell ein glänzendes Etwas in ihr Kleid gleiten ließ. Prinz Joachim aber richtete sich hoch auf und erwiederte ganz ruhig, mit voller Würde:

„Sie stören durchaus nicht, meine Gnädigste, das Vorzimmer ist jederzeit wie für Jeden offener Raum. Welche von den Damen hat den Dienst heute, wenn ich fragen darf?“

Er wandte sich an die Elzinger, wahrscheinlich um Rose Gelegenheit zu geben, sich zu fassen, und erfuhr, daß die Prinzessin die andere Hofdame ebenfalls zum Zweck der Aufstellung jener Kunstgegenstände herbefohlen habe.

Indeß war Prinzessin Amalie eingetreten und der Prinz schloß sich den kleinen Verhandlungen über das Unterbringen von Vasen, Bronzen, Statuetten, Majoliken, vieux saxes, boule und Maqueteriegegenständen an; Verhandlungen, bei denen Rose nur direkten Fragen eine schüchterne Antwort entgegenstellte, während Fräulein von Elzinger mit Gewandt-

heit, Geschmack und Ueberblick hineingriff und auch hiebei allen Anforderungen genügte.

So war man durch die Salons gewandert, gefolgt von dem Kammerdiener und ein paar Lakaien, die sofort die jedesmaligen Vorschläge zur Veranschaulichung brachten, und man hatte schließlich wieder das Vorzimmer erreicht, um ein paar weniger werthvolle Gegenstände dajelbst zu placiren, als Fräulein von Elzinger unter Emballagen und zerdrückten Papieren von einem der Tische ein Etui emporhob und dasselbe uneröffnet mit hochgezogenen Augenbrauen in der gutgepielten Manier eines enfant terrible ihrer Herrin hinreichte:

„Ihre Hoheit haben diesen Gegenstand wohl nicht zur Dekoration dieser Räume bestimmt?“

Prinzeß Amalie griff überrascht darnach, öffnete das Etui und fand es leer.

„Es gehört mir,“ erklärte Rose tief erröthend.

„O, es ist aus Versehen dazwischen gekommen,“ meinte die Prinzeß harmlos.

Einen Augenblick schien es, als wolle der Prinz sprechen, eine Erklärung abgeben, Rosens Blick schien es zu fordern, doch wandte er sich gleich darauf mit einem anordnenden Befehl an den Kammerdiener, die Prinzeß hatte die Sache nicht weiter beachtet und

nur Fräulein von Elzinger's große, wasserblaue Augen ruhten mit strafender Verwunderung auf der Kollegin, die das Etui rathlos zwischen den Fingern drehte.

Einige Augenblicke darauf trennte sich die kleine Gesellschaft, die Damen waren entlassen und der Prinz zog sich in seine Gemächer zurück.

Es mag seltsam scheinen und doch war es Thatsache, daß das prinzliche Paar sich nur bei den Hauptmahlzeiten, dem Diner und dem Thee auf die kurzmöglichste Zeit sah, daß die Prinzess die Gemächer des Prinzen nie und der Prinz diejenigen der Gemahlin eben zur großen Verwunderung des ganzen Hofpersonals erst in den letzten Wochen öfter betrat, zufällig nur gerade dann, wenn die jüngere Hofdame dort anwesend war. So hatte denn auch die Prinzess keine Ahnung davon, daß schon vier Wochen vor Weihnachten ein Miniaturmaler öfter stundenlang unter Aufsicht des Prinzen mit einer geheimnißvollen Arbeit beschäftigt gewesen, und da der Künstler seine kleine Arbeit stets wieder mitnahm, hatte auch Niemand erfahren, woran dort so emsig gearbeitet wurde. Durch vertrauliche Mittheilungen auch über die unbedeutendsten Dinge war die Prinzessin seitens des Gemahls nie verwöhnt

worden, so daß in dem corps de logis desselben viel geschehen konnte, ehe Prinzess Amalie davon erfuhr. Während des Diners an diesem ersten Weihnachtstage nun überraschte Prinz Joachim seine hohe Gemahlin durch die unerwartete Frage:

„Meinst Du nicht, daß es freundlich sein würde, wenn die arme, verwaiste Rose allabendlich den Thee mit uns nähme? Ich fürchte, sie fühlt sich sehr verlassen und isolirt unter uns und ich bemerke mit Bedauern, daß das jugendfrische Geschöpf sich schwerer von dem Schlage erholt, den sie erlitten, als natürlich ist.“

Eine solche Proposition lag so außerhalb alles Hergebrachten und sah ihrem Gatten so gar nicht ähnlich, daß Prinzess Amalie mit verlegenem Erröthen zu erforschen suchte, mit welchem Mangel ihrerseits sich hier ein *mésentendu* erklären lasse. Ehe sie damit zu Stande gekommen, fuhr der Prinz, der durch die höfliche Frage ja nur seine bestimmte Absicht notifizirt hatte, fort:

„Um den Anfang zu machen, kannst Du sie heute Abend herunterrufen lassen, ich glaube, wir haben die Pflicht, dem armen Kinde gewissermaßen die Familie zu ersetzen!“

Nach Ueberwindung eines kleinen Krampfes der

Verlegenheit in der Kehle wagte die fürstliche Gemahlin zu erwiedern:

„Soll ich nicht auch die andere Dame, die Elzinger, dazu rufen lassen?“

„Wozu?“ fragte der Prinz mit großen, erstaunten Augen, „diese Person ist mir im höchsten Grade unsympathisch, ich wollte, die chère tante,“ womit die Großherzogin gemeint war, „hätte uns diese ihre protégée nicht aufgehängt, sie mag außerordentlich comme il faut sein, aber kein Mensch will sie haben, man wird sie niemals wieder los!“

„Ich habe bisher nie bemerkt, daß sie Dir unangenehm war, Achim, und fürchte nur, daß es — das heißt, daß man es — auffällig finden könnte — es ist, weißt Du — noch niemals dagewesen, daß eine Dame — das heißt, daß von den Hofstaaten eine Person allein zum Thee befohlen wurde!“

Die Prinzess hatte stockend und wie um Entschuldigung bittend ihre Meinung geäußert und wartete nun, während ihre weißen Finger mit den Brodkrumen neben ihrem Teller spielten, in offener Erregung die Antwort des Gemahls ab. Dieser entgegnete nach einigem Zögern:

„Ich glaube wirklich, Du kommst zu wenig an die Luft, Amalie, Du wirst nervös, ich werde Dir den

Biererzug wieder neu zusammenstellen lassen, damit Du längere Ausflüge machen kannst. Uebrigens reicht Deine Erfahrung über das, was sich für eine künftige Großherzogin schickt oder nicht schickt, nicht aus, ich denke, Du überließe mir dafür die Sorge wie bisher!“

Er nahm den Gegenstand nicht wieder auf, das Diner verlief schweigend. Als die Kammerdiener die Stühle zurückgezogen und der Prinz seiner Gemahlin den Arm geboten hatte, rief er dem Kammerdiener der Prinzessin zu:

„Die Hofdame Fräulein vom Haff wird heute um acht Uhr zum Thee befohlen.“

So sehr dieser Befehl auch alle Anderen überraschte, die davon Betroffene empfing ihn vollkommen arglos. Die Regeln der Etikette boten ihr noch immer so viel zu lernen, daß sie geneigt war, in allem noch nicht Dagewesenen ein neues Blatt dieser Sammlung zu erblicken. Vielleicht mochte es Unzweifelhaft sein, daß die hohen Herrschaften am ersten Weihnachtsfeiertagabend mit der Dame vom Dienst den Thee nahmen.

Da ihr Gewissen spiegelrein und ihr Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit des Prinzen unerschüttert geblieben, sie vielmehr durch die Warnungen der Gräfin

Vorh nur einen Blick in die böswillige, verleumderische Welt gethan zu haben meinte, so war ihr das Zusammensein mit den beiden hohen Persönlichkeiten allein viel weniger peinigend, als der Gedanke, von übelwollenden Menschen dabei beobachtet zu sein. Daß der Besitz des Medaillons, so innig ihre Freude auch darüber war, gewissermaßen zu etwas Geheimnißvollem geworden — das beklemmte ihren offenen Sinn sehr; sie, die mit unbefangener Sicherheit das Hofparket betreten, wußte plötzlich nicht mehr, ob sie beim ersten schwankenden Schritt sich an die Gräfin, an den Prinzen oder an wen sonst halten sollte, ob Mittheilen oder Verschweigen einer ganz unschuldigen Sache das Schlimmere sei. Es lag nicht in ihrer Natur, die Initiative zu ergreifen, und so beschloß sie, ihr Verhalten von dem Augenblick abhängig zu machen.

Pünktlich um acht Uhr befand Rose sich im Salon der Prinzessin vor der Theemaschine, der Pflicht obliegend, eigenhändig das aromatische Getränk zu bereiten. Wenige Minuten nach ihr trat der Prinz in unbefangener Heiterkeit ein.

„Ah, sieh' da! Hebe an der Theemaschine! Das muß ja ein Göttertrank werden! Wissen Sie, daß wir beschlossen haben, unsere kleine Freundin all-

abendlich hier zu sehen? Wir erreichen damit einen doppelten Zweck: entreißen Sie Ihrer einsamen Grübeleien und gewinnen eine anmuthige und liebenswürdige Gesellschaft. Die Prinzessin ist außerordentlich schweigsam und ich bin nicht immer so glücklich, ein anregendes Thema zu finden; sie versichert mich jedoch stets, daß im Gespräch mit Ihnen der Faden nicht abrisse, und ich hoffe, daß Ihre frische, ungekünstelte Art belebend auf die Prinzessin einwirken wird.“

„Die Frau Prinzessin war stets zu gütig, ihrem reichen Geiste gegenüber bin ich ein unwissendes Kind; es macht ihr Freude, mich zu belehren.“

„Es fragt sich hier, ob die Lehrerin bei dem Unterricht nicht die Gewinnende ist. Was Ihnen an Erfahrung abgeht, ersetzen Sie durch den Reichtum, die Ursprünglichkeit und die Klarheit Ihrer Seele, welche das geistig Empfangene in den reinen Farben des Prisma siebenfältig wieder zurückstrahlt.“

Rose bewegte befangen den goldenen Löffel, mit dem sie den Thee in die Kanne gethan hatte, in der Hand hin und her, es war sonst nicht des Prinzen Art gewesen, ihr Schmeicheleien zu sagen, und es verletzete sie, auf Kosten ihrer jungen Herrin gepriesen zu werden.

Zögernd antwortete sie:

„Auch in dem einfachsten Stückchen Glas brechen sich die Farben des Edelsteins, und doch ist ein großer Unterschied zwischen beiden.“

Der Prinz umfaßte mit einem leuchtenden Blick die reizende Gestalt und sagte dann leise:

„Sie meinen, die Prinzessin sei ein solcher Edelstein? Ich will es Ihnen glauben, Rose, lehren Sie mich seinen Werth suchen.“

Die Flügelthüren, die nach den Gemächern der Prinzessin führten, wurden schnell geöffnet und an dem Kammerdiener vorüber schritt eilig, mit leicht gerötheten Wangen, die kleine, schmale Gestalt der Prinzessin Amalie, von dem Prinzen durch einen ceremoniösen Kuß auf die Stirne, von Rose durch eine tiefe Verbeugung begrüßt.

In ihrer verlegenen Weise stotterte die hohe Dame eine Entschuldigung wegen etwaiger Verspätung und bot dann Rosen freundlich die Hand, welche diese, einer warmen Empfindung nachgebend, innig küßte.

Es schien wirklich, als ob ein erwärmender Strahl von dem jungen Mädchen ausginge, in welchem die Gatten sich wohlwollend einander näherten. Prinzessin Amalie meinte den Gemahl nie so liebenswürdig und zugänglich gesehen zu haben, ihr

blasses Gesicht verschönte sich sehr unter dem freieren Ausdruck und dem lieblichen Lächeln, welche so Wenige an ihr kannten.

Von Rosens Herzen sank eine Last. Sie meinte nach einer spukhaften Nacht den Morgen wieder dämmern zu sehen und gab sich frei und natürlich dem erlösenden Gefühl hin.

Die Bemerkung des Prinzen kurz vor dem Eintritt seiner Gemahlin vibrirte dabei in der Tiefe ihrer Seele, aufregend, aber nicht beklemmend. Vielleicht war damit das innerste Wesen des Konfliktes berührt und sie berufen, ihn zu lösen. Welch' stolze Genugthuung für sie, der bösen Welt damit das Unrecht zu beweisen, welches man den beiden edlen Menschen und ihr selbst gethan! So hatte sich der Abend überraschend traulich gestaltet, in sehr verschiedener Weise Jeden befriedigend. Als Prinzess Amalie sich erhob und, wie gewöhnlich, von dem Gemahl das letzte Wort erwartete, sagte dieser mit einer kleinen theatralischen Handbewegung zu Rose:

„Ihre Gegenwart, mein gnädiges Fräulein, verlieh diesem stillen Abend einen besonderen Zauber. Es ist, als ob ein bisher fehlendes Etwas gefunden worden, in welchem sich zwei heterogene Elemente ausgleichen. Seien Sie auch ferner der gute Engel

unseres Hauses, Rose, der für uns Beide ein gleiches Interesse und Verständniß fühlt und von uns Beiden in gleicher Weise geliebt wird und so das Band ersetzt, welches sonst ein Kind um Elternherzen schlingt.“

Es klang etwas phrasenhaft und absichtlich und als Prinz Joachim nun Rosens Hand ergriff und küßte, gestaltete sich auch diese Huldigung zu einer Art Demonstration.

Die Prinzessin beeilte sich, in richtiger Empfindung durch freundlich beistimmende Worte, hastig und erröthend gestammelt, jene Wirkung abzuschwächen, doch scheiterte Rosens Harmlosigkeit durchaus nicht daran, im Gegentheil, sie nahm Alles für wahr und echt und empfing mit dem Enthusiasmus ihrer siebenzehn Jahre demüthig und stolz zugleich ihre Mission. Mit gleicher Bereitwilligkeit würde sie ein Martyrium auf sich genommen haben, wenn es von ihr gefordert worden wäre. Indeß wandelt man nicht ungestraft unter Palmen.

Zu großer Bestürzung des Hofkreises hatte die Stellung der zweiten Hofdame eine absonderliche Form erhalten! Das Ehrenfräulein wurde nicht mehr zum Thee befohlen, sondern erschien dazu ungerufen, wie ein Familienglied. Anstatt wie bisher mit der Dame vom Dienst spazieren zu fahren,

wurde Prinzess Amalie jetzt immer von dem hohen Gemahl begleitet, die jüngste Hofdame aber stets im letzten Moment, ob im Dienst oder nicht im Dienst, „mitgenommen“.

Wer den Wetterstand der Hofatmosphäre kennen lernen wollte, brauchte nur das Antlitz des Fräulein von Elzinger als Barometer zu benützen. Die hochgezogenen Augenbrauen deuteten auf Sturm, die heraustretenden, feuchtkalten Augen auf Regen und niedern Wetterstand, die schwüle Stille der krampfhaft lächelnden Lippen auf elektrische Spannung der Luft.

Die Aufmerksamkeit des Fräulein vom Haff hatte sich, nach der von Gräfin Lory abgegebenen Charakteristik des Herrn von Wulbradt, unwillkürlich diesem mehr als bisher zugewandt. Zudem war er gerade in dieser Zeit die einzige Person der Hofgesellschaft, mit welcher Rose sehr oft zusammentraf und zwar in dem gemeinschaftlichen Vorzimmer des Prinzen, welches Rose passieren mußte, wenn sie in das corps de logis der Prinzessin gelangen wollte. Herr von Wulbradt gewann in ihren Augen bei diesen Begegnungen.

Sie konnte zwar in seinem sehr jugendlichen Aeußern nichts besonders Anziehendes entdecken, da-

gegen frappirte sie, wie jeden Andern, eine gewisse Starrheit in dem fast noch kindlich geformten Gesicht.

Bei gemeinschaftlichem Warten, worin man bei Hofe bekanntlich einige Uebung erwirbt, fand sich indesß Veranlassung zu mancherlei Gesprächen und der kleine Lieutenant fing an, ihr durch seine ernste, bewußte und doch bescheidene Art, sowie durch ein für sie undefinirbares Etwas, welches ihn stets über der Situation hielt, zu imponiren, sie auch zu interessiren, ja sie freute sich, wenn sie den bekannten blauen Rock bei ihrem Eintreten in der Fensternische erblickte und Wolbradt's ehrliche Augen sich ihr zuwandten. Eine eigenthümliche Eigenschaft besaß dieser hellblaue Adjutant, er fragte nie und gab nie Erklärungen. Ob das Gleichgültigkeit, Hochmuth, Vorsicht oder Indolenz bedeutete, darüber war man verschiedener Meinung am Hofe. Redefaul war er nicht, das wußte Rose seit einiger Zeit sehr genau.

Petow nannte ihn „das Buch mit den sieben Siegeln“, und die Elzinger hatte schon lange entdeckt, daß es kein impertinenteres Achselzucken gäbe, als dasjenige des Herrn von Wolbradt, wenn dieser ein „Ich weiß nicht“ ausdrücken wollte.

Unterdeß hatte die Saison ihren Anfang genommen, in diesem Jahre absichtlich verfrüht, um

einer Einladung nach Berlin, welche dem prinzlischen Paar geworden, noch zur Karnevalszeit nachkommen zu können. Nachdem der erste Hofball das Signal gegeben, eröffneten sich die Salons der Großen des Reiches, um in ununterbrochener Reihe und buntem Wechsel Fest auf Fest folgen zu lassen, von der Matinée dansante mit vorhergehender Schlittenfahrt im Jagdschloßchen des Oberjägermeisters bis zum kostümirten Ball bei Lady B., welcher erst um Mitternacht nach einem langweiligen Ministerrout stattfinden sollte. Ebenso florirte das Theater, jedem Fest eine Oper, ein klassisches Schauspiel, ein modernes Lustspiel oder — was besonders en vogue war — ein Ballet nach Berliner Muster — vorangehend.

Der Prinz hatte mehrmals kleine Zeichen von Ungeduld gegeben darüber, daß Rosens Interesse für die Lustbarkeiten sich nicht beleben wollte; einst fragte er sie direkt, ob sie denn die Absicht habe, den ganzen Karneval zu vertrau — verträumen?

Sehr erstaunt hatte Rose geantwortet: „Ich habe ja Trauer!“ — worauf der Prinz, seinen Schnurrbart heftig drehend, geschwiegen hatte.

Die stillen Theeabende und Ausfahrten zu Dreien wurden durch die Karnevalsfreunden und Pflichten unterbrochen.

Eines Abends — es hatte eine musikalische Abendunterhaltung stattgefunden, bei welcher auch Rose zugegen gewesen, trug diese eine schwarze Spitze schleierartig über dem hellen Haar, und Prinz Joachim hatte dieß Arrangement außerordentlich kleidsam gefunden. Als einige Tage später die Damen sich im Dienste ablösten und Rose, ein schwarzes Spizentuch über den Kopf, in das Zimmer der Prinzessin eintrat, rief Fräulein von Elzinger so laut, daß auch die Prinzessin es hören mußte:

„Sie vergaßen Ihre phantastische Kopfbedeckung draußen abzulegen, Theuerste, die doch nur für das Vorzimmer berechnet war, wo sie so begeisterte Bewunderer findet. Der Prinz war übrigens schon hier, sehr schade für Ihre hübsche Attention.“

Die jüngere Hofdame erglühete zur Purpurrose, fand aber kein Wort der Entgegnung, Prinzess Amalie senkte den Kopf tiefer über ihre Arbeit und schien den Abgang des Fräulein von Elzinger zu überhören.

Es trat die Verpflichtung an den Prinzen Joachim heran, durch ein größeres Ballfest von den massenhaften Meldungen hoffähiger Persönlichkeiten Notiz zu nehmen. Er frappirte in diesem Jahre durch die liebenswürdigste Bereitwilligkeit in Bezug auf gesellschaftliche Pflichten. Das Fest sollte groß-

artige Dimensionen annehmen und Gräfin Keil, die Oberhofmeisterin der Großherzogin, war gebeten worden, die Prinzessin Amalie zu unterstützen und die Honneurs machen zu helfen. Dieserhalb hatte die Gräfin verschiedene „pourparlers“ mit dem Prinzen.

Feinfühlig berührte sie dabei den Punkt, den der Prinz umging, um ihn nicht zuerst zu berühren.

„Zu schade, daß die hübsche kleine Rose nicht empfangen hilft,“ äußerte sie gelegentlich, „Fräulein von Elzinger ist ja sehr routinirt, indeß würde das Fräulein vom Haff eine reizende Figur vor der Blumengruppe im Empfangssalon machen, und wenn sie auch nicht viel spricht, so würde sie doch jedenfalls durch ihre unbestrittene Schönheit und Grazie den Gästen ein freundliches Willkommen bieten.“

„Wie lange ist es her, daß der Oberst starb?“ fragte der Prinz wie heiläufig.

„Ungefähr neun Wochen, denke ich,“ erwiderte die Gräfin.

„Ungefähr“, „denke ich“, „persiflirte der Prinz mit gereiztem Spott und wandte sich dann an den statuenhaft ernstesten Adjutanten an seiner andern Seite: „Können Sie mir genau sagen, Wulbradt, wie lange der Oberst schon todt ist?“

„Bierzig Tage,“ erwiderte der Angeredete kurz.

„Sollten es wirklich erst vierzig Tage sein?“
begann die Gräfin wieder.

„Wenn Bulbradt es sagt, so stimmt es ganz genau, meine gnädigste Gräfin, er ist äußerst zuverlässig.“

Des Adjutanten Antlitz blieb unbewegt, in seiner kindlichen Fassung wie aus Papiermaché geformt.

Nach einer Pause, während welcher die Gräfin an ihrer Uhrkette nestelte und einen neuen Anknüpfungspunkt suchte, fragte der Prinz mit einem kurzen, scharfen Blick:

„Sie finden es nicht zu viel, meine Gnädigste, wenn man jetzt ein Ablegen der Trauer für die Tage des Dienstes verlangen würde? Ich lege besondern Werth auf Ihr Urtheil, Sie sind ja außerdem maßgebend für alle Fragen der Etikette.“

Die Gräfin athmete befriedigt auf und beeilte sich, hastig zu antworten:

„O, wie könnte in Fragen der Etikette irgendwie das Gefühl verletzt werden, es hat ja gar nichts damit zu thun! Wir Alle erfüllen unsere Pflicht ohne zu reflektiren, ob uns etwas Anderes zu thun lieber sein würde. Die Allerhöchsten Herrschaften selbst gehen uns bekanntlich mit so leuchtendem Beispiel voran. Wir haben sogar bei dem Tode der

Herzogin Karoline nur sechs Wochen Hoftrauer gehabt.“

„Es ist wahr,“ erinnerte sich Seine Hoheit, „man überlegt das zu wenig. Diesen Bemessungen liegt übrigens eine große Berechtigung zu Grunde, man würde ja sonst niemals aus den Trauerkleidern kommen und die Lebenden würden schließlich ihre Rechte mit den Verstorbenen einsparen.“

„Die Jugend ist so egoistisch,“ seufzte die Gräfin gefällig, „ich muß gestehen, daß ich die Befürchtung hege, unsere reizende kleine Rose übertreibt den Kultus mit dem seligen Obersten ein wenig.“

„Ich lege Ihnen diese Angelegenheit an das Herz, meine gnädigste Gräfin,“ sagte Prinz Joachim zustimmend, „bei Ihrem anerkannten Takt werden Sie sicherlich zu rechter Zeit interveniren. Ich würde es für eine Unschicklichkeit halten, wenn das Fräulein vom Haff genöthigt werden müßte, die Trauer erst für die Reise nach Berlin abzulegen, sie müßte ihrer selbst wegen sich schon vorher in ihre vollen Pflichten wieder eingelebt haben.“

Der Prinz hob mit einem Blick, der den Worten Nachdruck verlieh, die Hand zu einem leichten Gruß und entfernte sich.

Einen Augenblick blieb die Gräfin stumm vor

Ueberraschung, wenn auch die wohlbeherrschten Züge nichts davon verriethen.

Das war ja beinahe ein Staatsstreich!

Niemand hatte bisher daran gedacht, daß Rose, das unerfahrene junge Ding, die Herrschaften nach Berlin begleiten würde. Um dort würdig zu repräsentiren und der ungewandten Prinzess eine kräftige Unterstützung mitzugeben, hatte die Großherzogin befohlen, daß Gräfin Keil als funktionirende Oberhofmeisterin mitgehen solle, außerdem die ältere Hofdame, Fräulein von Elzinger, und der Cavalier der Prinzessin, Herr von Nordeck.

Der Prinz konnte doch unmöglich die Kühnheit haben, diese Bestimmungen umzustößen! Wollte er sie, die Gräfin Keil, zurückweisen, beide Hofdamen mitnehmen wollen oder in die Rechte der Elzinger greifen, die „am Zuge“ war, da bei der letzten Reise die Vorgängerin Rosens, die jetzige Frau von Nordeck, mitgewesen?

„Haben Sie die Aeußerung Seiner Hoheit verstanden?“ fragte die Gräfin den impassiblen Adjutanten.

„Sie betraf mich nicht!“ war die ausweichende Antwort.

Trotz persönlicher Erfahrungen von der Nutzlosig-

keit solcher Erkundigungen an dieser Stelle fuhr die Gräfin in ihrer Erregung zu fragen fort:

„Haben sich denn die Dispositionen für die Berliner Reise geändert? Der Prinz sagte ganz deutlich, daß das Fräulein vom Haff die Trauer vor der Reise ablegen solle, um sie nicht für die Reise ablegen zu müssen!“

„Wenn Sie das ganz deutlich gehört haben, so wird es ja wohl richtig sein.“

„Sie sind die Vorsicht und Zurückhaltung in Person, bester Herr von Wulbradt, es scheint hier jedoch durchaus kein Geheimniß vorzuliegen, der Prinz sprach ja wie von einem fait accompli und da Sie doch unter allen Umständen den Prinzen begleiten, so sind Sie dabei ja auch interessirt.“

Der steinernen Figur war kein Wort weiter zu entlocken, doch mußte die Gräfin später Befriedigendes über diese Angelegenheit erfahren haben, denn beim Abschied strahlte sie. Der Prinz hatte fünf Minuten lang sich allein mit ihr unterhalten und versprochen, ein thé dansant, welches sie für den nächsten Abend projektirt, mit seiner und der Prinzessin Gegenwart zu verherrlichen.

Am nächsten Morgen, vor der üblichen Visitenstunde, öffnete sich in der bekannten freundschaftlichen

Weise Rosens Salonthür und mit dem ebenso bekannten „Ich störe doch nicht!“ trat Gräfin Keil bei der jungen Hofdame ein. Sanft und freundlich den Kopf der Angeredeten zugeneigt und mit den Augen seitwärts abschweifend, begann die Gräfin ohne Einleitung:

„Meine liebe Rose, ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß Seine Hoheit der Prinz Joachim mich beauftragt haben, von Ihnen die Ablegung der Trauer zu fordern, welche die Allerhöchsten Herrschaften Ihnen gnädigst bisher gestattet haben. Es berührt dieß Gebot Sie ja nur insofern, als Sie durch Ihre Trauer in Ihren dienstlichen Pflichten gehemmt wurden, außerdienstlich sind Sie natürlich unbehindert, meine Liebe! Für Fräulein von Elzinger wird der tägliche Dienst in der anstrengenden Saison auch entschieden zu viel, es ist nöthig, daß Sie wieder in richtigem Wechsel einander dabei ablösen. Ich werde mich also sehr freuen, Sie heute Abend als dienstthuende Hofdame bei mir zu empfangen, und wenn ich Ihnen rathen kann, so erscheinen Sie nicht in ostensiblen Weiß, sondern mit irgend einer Blume geschmückt, die den Beweis gibt, daß Sie keinem Zwange, sondern Ihrer bessern Ueberzeugung folgen.“

Rose glaubte nicht recht verstanden zu haben.

Der Prinz forderte das und in dieser Weise? Sie fühlte sich auf das Tiefste verletzt und sprach das unverholen aus.

Die Gräfin lächelte.

„Sie müssen nichts Unmögliches erwarten, mein liebes Fräulein vom Haff; bei allem Wohlwollen Seiner Hoheit, an dem ich ja durchaus nicht zweifle, kann Höchstderselbe Sie doch nicht von den Pflichten dispensiren, die Ihre Stellung von Ihnen fordert. Sie haben diese Pflichten bisher nicht scharf in das Auge gefaßt, meine Liebe, da dieselben zufällig mit Ihren Neigungen identisch waren. Sie sind in erster Linie Hofdame, und dann erst dürfen Sie sich erinnern, wozu Sie sonst noch durch Geburt oder andere Zufälligkeiten bestimmt sind.“

„Ich erhielt die Erlaubniß, einer theuren Pflicht des Herzens nachzukommen.“

„Seine Hoheit meinen, daß dieß bereits zur Genüge, mehr als erforderlich, geschehen sei. Nach gesetzlichen Bestimmungen braucht man nur sechs Wochen Trauer um den Vater zu tragen.“

„Hat das der Prinz gesagt?“ fragte Rose nochmals in schmerzlichem Unglauben; „hat er wirklich befohlen, daß ich heute auf dem Ball erscheinen soll?“

„Im Dienste, meine Liebe, gewiß befahl er das.“

„So wird Fräulein von Elkinger Ihr Fest nicht besuchen?“

„O sicherlich — ich hoffe sehr darauf, daß sie es zu ihrem persönlichen Vergnügen thun wird.“

„Dann ist ja aber das Opfer nutzlos, zu dem Sie mich zwingen! Es ist ja nicht nöthig, daß mehr als eine der Hofdamen zugegen sei.“

„Sie vergessen, daß Fräulein von Elkinger heute nicht den Dienst hat.“

„Das ist doch gleichgültig, da hier, wie Sie vorhin sagten, Pflicht und Neigung zusammenfallen.“

Die Oberhofmeisterin erhob sich mit einem eigenthümlich höflich leeren Gesicht.

„Ich habe mich meines Auftrages entledigt, das Uebrige ist Ihre Sache, mein liebes Fräulein vom Haff, ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen den nöthigen Takt, das Rechte zu finden.“

Und diese Dame sollte ihre mütterliche Beratherin sein, an deren Güte und Einsicht die Großherzogin sie gewiesen! Keinen Augenblick zweifelte Rose daran, daß die Sache vielleicht böswillig entstellt worden sei, und sie nahm sich vor, den Prinzen darum zu fragen. In großer Erregung, die ebensoviel Schmerz

als Zorn enthielt, befand Rose sich Abends in ihrem Schlafzimmer, mit ihrer Toilette beschäftigt — da klopfte es und die Jungfer nahm vor der Thüre einem Lakaien einen Strauß bunter Kamellien ab, welche Seine Hoheit der Prinz dem gnädigen Fräulein zur Vervollständigung der Balltoilette und in Ermanglung von Rosen sende.

Also doch! Der Zorn schwand und nur der Schmerz blieb. Auch er konnte ihr so wehe thun, der Einzige am Hofe, bei dem sie bisher volles Verständniß gefunden, dem sie so durchaus vertraut hatte! Die Thränen, die jetzt flossen, galten nicht nur dem Verstorbenen, sondern dem Mitleid mit sich selbst. Waren die stillen Erholungen der letzten Zeit doch nur Täuschungen gewesen, hatte sie sich an ein Nichts geklammert, als die Unbill der Welt sie verfolgte und verwirrte? Wieder blickte sie hilflos suchend um sich.

Wohl tauchte das blasse Gesicht ihrer jungen Herrin vor ihr auf, doch diese gedrückte, unselbstständige Natur schien selber eines Haltes zu bedürfen und wenig geeignet zu sein, ihr einen solchen zu gewähren. Und Wulbradt? Er stand stets so außerhalb der innern Vorgänge des Hofes, war auch zu jung und — Rose erröthete — nein, den konnte

sie nicht in ihre Sorgen, die von jenem Weihnachtsabend datirten, einweihen.

Also allein — so lange es ging!

Die Kamellien aber legte sie beiseite, sie wollte nicht wie ein blumengeschmücktes Opfer erscheinen.

Als Rose im Vorzimmer mit ihrer Prinzess zusammentraf, begegnete diese ihr mit verlegener Gestalt, äußerte kein Wort über den so plötzlich ergangenen Befehl und die befremdliche Erscheinung Rosens als begleitende Dame, so daß — wenn Prinzess Amalie nicht die Passivität in Person gewesen wäre — es fast hätte scheinen können, daß von ihr jene Aenderung gewünscht worden sei.

Es war ein glänzender Salon, in welchem sich an diesem Abende eine kleine, erlesene Gesellschaft versammelte, gewissermaßen die engere Hofgesellschaft! Diese Feste der Oberhofmeisterin waren sehr recherchirt und eine Einladung dazu pflegte man in der Gesellschaft für einen Beweis besonderen Wohlgeleitenseins bei den höchsten Herrschaften anzusehen; auch fehlte diesen kleinen Festen kein Luxus — trotz alledem wußte die Welt, daß die alte Dame ungeachtet ihrer hohen Gage in gänzlich derangirten Verhältnissen lebte.

In der Entrée hatte Prinz Joachim seine Ge-

mahlin erwartet, Rose nur flüchtig begrüßt und sich dann lebhafter, als es sonst seine Art war, in die Gesellschaft gemischt.

Da er trotz der Gewohnheit des Repräsentirens stets eine gewisse Befangenheit bei solchen Gelegenheiten zu überwinden hatte, suchte er sich gerne die bekanntesten Personen auf, um sich durch kleine Scherze, die durch die Wiederholungen immer besser zu werden schienen, für die ihm im Grunde unbequeme Rolle zu stärken.

Während also strahlende Heiterkeit auf der hohen Stirne thronte, tiefe Verbeugungen rechts und links sein Vorwärtsschreiten markirten und die Bekannten ihre kleinen Bonmots beglückt und lächelnd empfangen, affectirte er plötzlich ein liebenswürdiges Erschrecken, als er sich der blendenden Erscheinung der Gräfin Vory näherte.

In herausfordernder Zusammenstellung trug die schöne Hofdame rothe Ebereschen im Haar und auf der blaßgrünen Robe!

„Darf man sich ungestraft nahen, lauern keine Schlingen unter diesen Beeren?“ fragte er dann neckend, „oder soll ich Sie als unbefugte Vogelstellerin wegen Jagdfrevels in Strafe nehmen?“

Die Augen der Gräfin funkelten übermüthig.

„Beim ersten Blick auf Eure Hoheit wußte ich, daß Sie der Versuchung nicht würden widerstehen können, sich mit diesem Witz zu lanciren, Petow drüben wird auch nicht eher froh sein, bis er ihn los geworden ist. Der Abwechslung wegen hätten Sie sagen können, daß ich trotz der rothen Beeren wie eine Vogelscheuche aussehe; ich komme mir wahrhaftig beinahe so vor, nachdem ich aus Ueberdruß an Kornblumen und Bergißmeinnicht gegen alle Tradition diese rothen Dinger da in meine rothen Haare steckte.“

„O, o, welch' eine neue, gefährliche Herausforderung, dießmal erliege ich der Versuchung aber nicht!“ scherzte der Prinz weiter.

In diesem Augenblick machte eine Bewegung unter den Umstehenden sich bemerkbar, der Großherzog machte Cercle und nahte sich dem Paare.

„Das Haupt unserer schönsten Hofdame lodert heute wie in Flammen; es gehört freilich eine Gräfin Lory dazu, um so kühne und brillante Effekte wagen und vertragen zu können, wie es den Pinsel eines Titian erfordern würde, sie zu fixiren. Ich bedaure tief, heute über keinen verfügen zu können.“

Die Gräfin verneigte sich mit schalkhafter Dankbarkeit, der Prinz aber bemerkte, daß die schöne

Dame sich soeben gegen alle Komplimente verwahrt habe.

„Nicht gegen alle,“ verbesserte sie, „ein so geistreiches hört man immer gerne, außerdem war das eben empfangene doppelsinnig, die Flammen, welche Seine Königliche Hoheit mir zuertheilten, lassen auf eine diabolische Zusammengehörigkeit schließen.“

Eine Gruppe jugendlicher Gestalten trat in den Saal und löste sich respektvoll, als die Blicke der beiden hohen Herren herüberschweiften: in der Mitte jener Gruppe und wie über sie hinwegstrahlend, erschien wie eine Offenbarung des Lichtes und der Unschuld die Rose vom Haff! Aus dem duftigen Weiß der Toilette schimmerte der sanfte Schmelz des wundervollen Nackens, der feingerundeten Arme. Die schweren hellblonden Flechten lagen wie eine Krone auf dem schmalen Haupt; die Konturen des Gesichtes waren feiner, die Farbe blasser, durchsichtiger und die braunen Augen schienen größer und dunkler geworden. Ein unwillkürliches „Ah!“ entschlüpfte den Lippen des Prinzen und mit einer bezeichnenden Handbewegung auf die beiden einander so ungleichen Erscheinungen, die Gräfin Lory und die Rose vom Haff, sagte er zum Großherzog gewendet:

„Luzifer und Gabriel.“

Mit einer kleinen Grimasse entgegnete der hohe Herr: „Alors je préfère de me donner au diable!“ indem er sich wie absichtlich von der hellen Lichtgestalt vis-à-vis abwandte und eine der nächststehenden Personen anredete.

Da in der Nähe der hohen Herren und während ihrer Unterhaltung Alles geschwiegen hatte, so war jedes Wort der Unterhaltung verstanden worden. Die letzte Bemerkung fiel in aufmerksame Ohren und wurde schnell gedeutet.

Gräfin Lory hatte damals an dem Weihnachtsabend nicht zu viel gesagt, die Verleumdung hatte ihr zischendes Haupt erhoben, und seit jener Zeit war ihr sogar ein weiteres gewachsen; dennoch umschmeichelte man das anerkannte Schooßkind des Hofes, so lange als die Sonne der Gnade über ihm leuchtete.

Wehe, wenn sie ihm unterging!

Daß der Großherzog nicht mehr unberührt von den gehässigen Klatschereien geblieben und wie er sie auffaßte, das war unter seinen letzten Worten der beobachtenden Menge klar geworden.

Nun hatte sich Prinz Joachim der jungen Hofdame genähert, indem er sich, langsam von Einem zum Andern wendend, bis zu ihr durchsprach.

Sie stand in dem Augenblick ganz isolirt und

eine fliegende Röthe überzog ihr Gesicht. Auch der Prinz war befangen, Beide fühlten das Beobachtetwerden.

„Meine armen Blumen haben keine Gnade vor Ihren Augen gefunden,“ redete er sie an.

„Sie sind mir ein Beweis von Güte, Eure Hoheit, für die ich dankbar bin.“

„Ich hatte die Blumen für Ihre Toilette, zum Schmuck dieses schönen Hauptes bestimmt.“

Die großen braunen Augen hoben sich vorwurfsvoll fragend.

„War das auch ein Befehl, Eure Hoheit?“

Wo bekam sie nur den Muth her, sie erschrak im nächsten Augenblick selber darüber, auch der Prinz hatte einen so direkten Angriff nicht erwartet, Gräfin Keil mußte ihre Sache nicht geschickt gemacht haben.

„Sie dürfen mich nie mißverstehen, ich habe stets nur Ihr Bestes im Auge, Rose!“

Er sprach sehr leise und blickte dabei scheinbar gleichgültig über die Menge.

Rose fühlte, daß hier nicht der Ort zu weiterem Aussprechen sei, und antwortete nur durch einen halbunterdrückten Seufzer.

„Sind Sie mir böse?“ flüsterte er, während sein Auge in der vorigen Weise umherschweifte.

„Böse?“ wiederholte sie traurig, „das ist mir ja wohl kaum erlaubt.“

„Ich vermisse Ihre Gegenwart namenlos,“ begann er wieder, indem er mit einem seiner kurzen, leuchtenden Blicke ihr Auge traf, „und hoffte, Sie würden sich meiner einmal von selbst erinnern, man sieht Sie nirgends, — ich sehne mich nach einer ungestörten halben Stunde — wollen Sie mir den ersten Tanz heute Abend schenken?“

Rose fühlte sich wie vom Blitz getroffen, eine qualvolle Empfindung bemächtigte sich ihrer, kaum fanden ihre zitternden Lippen die Worte:

„Ich tanze nicht!“

Voll ungläubiger Ueberraschung kehrte sein Blick zu ihr zurück, in so kurzer Art pflegt man bei dieser Veranlassung kaum den simpelsten Lieutenant abzuweisen, er, der Prinz, war gewöhnt, durch eine solche Aufforderung hoch zu beglücken, von einem Refus konnte nie die Rede sein; hatte er die demüthige, sanfte Rose denn verstanden?

„Was heißt das?“ fragte er endlich kurz.

Eine ihr bis dahin unbekannte Empfindung hob die Brust des jungen Mädchens, es war die erste Auflehnung eines kindlich unterwürfigen Sinnes.

„Ich glaubte Eure Hoheit nicht daran erinnern

zu müssen, daß ich nur meines Dienstes wegen heute hier zugegen bin.“

Nach einem kurzen Schweigen antwortete der Prinz mit einem Versuch zu scherzen, obgleich sich sein Gesicht vor Erregung röthete:

„Sollten auch Engel Launen haben und zu boudiren verstehen?“

Rose rang mit ihrer Bewegung; Schmerz und Empörung hatten in ihr den selbstbewußten Willen geweckt, doch fand sie nicht gleich Worte, um diesen seltsamen Angriffen zu begegnen, sie war eben noch nicht Meisterin in der höfischen Kunst, mit Worten zu spielen und zu fechten, eine Kunst, die den in ihr Geübten allerdings mit Panzer und Waffen versieht.

Der Prinz mochte glauben, daß er ihr mit dieser scherzhaften Reprimande über einen kleinen faux-pas hinweggeholfen, und setzte nach einigen Sekunden gütig hinzu:

„Ich habe der Gräfin Keil versprochen, den Ball zu eröffnen, und freue mich, bei dieser Gelegenheit dem Kranze unserer jungen tanzenden Damen wieder die fehlende Königin, die holde Rose zuführen zu dürfen!“

„Haben Eure Hoheit die Gnade, eine Würdigere zu wählen, ich — tanze nicht.“

Die Worte wurden fast bittend, aber in ruhiger Würde gesprochen. Drüben stand Gräfin Lory, ironisch lächelnd, Rose erglühte unter ihrem Blick, der Prinz wandte sich ab.

„Ein Zwist,“ sagte sich die Menge, welche unter den üblichen offiziellen Beschäftigungen zu Privat-zwecken beobachtet hatte.

Der qualvollen Aufregung und Verlegenheit, die sich in dem offenen Antlitz der jungen Kollegin offenbarte, kam Gräfin Lory zu Hülfe.

„Prenez garde, petite, Sie sind ein aufgeschlagenes Buch für Jedermann. Nicht diesen effarirten Ausdruck — ich bitte Sie! Wenn Sie nicht harmlos lachen können, so blicken Sie wenigstens einmal scharf und höhnisch über die Leute hin! Und nun — sagen Sie mir, was es gegeben hat, wenn es Sie erleichtert, aber ohne Aufregung, im gewöhnlichen Konversationston.“

„Der Prinz wollte mit mir tanzen!“ begann Rose eingeschüchtert.

„Sie wissen natürlich, daß er eigentlich nie tanzt, wenigstens seit Jahren nicht mehr?“

„Er sagte, daß er der Gräfin Keil versprochen habe, den Ball zu eröffnen.“

„Wirklich? O wie gütig für unsere theure

madre pia! Nun — weiter? Sie zogen sich gerade heute, wie es scheint, meine Rathschläge zu Herzen und lehnten diese Ehre ab? Die Vorsicht kommt ein wenig spät, Theuerste, ich weiß auch nicht, ob Ihnen dieser kleine Coup in der öffentlichen Meinung viel helfen wird!“

„Mein Gott, was meinen Sie, Gräfin, ich verstehe Sie nicht!“ — fuhr Rose auf. Die Andere drückte ermahnend ihren Arm: „Piano, pianissimo!“

„Ich meinte nur,“ begann Rose wieder beklommen, „daß man mir doch nicht befehlen kann zu tanzen, wie man mir befohlen hat, von heute ab meine Trauerkleider abzulegen!“

„Ah so, Kleine! Verzeihen Sie, das ist aber eine Folge Ihrer verkehrten Auffassung! Trennen Sie doch endlich Ihr Herz und Ihre Privatinteressen von Ihrer dienstlichen Stellung! Das muß ja furchtbar unbequem für Sie und Andere werden! Warum ließen Sie den Prinzen an Ihrem Schmerz partizipiren, was hat er damit zu thun? Anfänglich mochte ihm das passen, jetzt nicht mehr, und Sie kommen nun an die fatalen Konsequenzen.“

Die Lebensphilosophie wie die Maxime der schönen Kollegin enthielten für Rose stets etwas Unbegreifliches, dennoch beugte sich ihr schüchternes

Selbstbewußtsein vor dieser kaptivirenden Sicherheit und sie fragte fast ängstlich:

„Würden Sie denn an meiner Stelle dieser Aufforderung Folge geleistet haben?“

„Ja, warum denn nicht? Ich fasse meine Stellung nicht so sensitiv auf! Wir exerzieren hier — in Tarlatan und Blumen. Legen Sie Ihren Waffenschmuck an, aber lassen Sie Ihr Herz zu Hause!“

Rose seufzte.

„Ich kann meine Pflicht und mein Empfinden nicht von einander trennen und möchte nur wissen, ob der Prinz ein Recht hat, in diesem Fall Gehorsam von mir zu fordern?“

„Natürlich nur das Recht, welches die hergebrachte Courtoisie der Gesellschaft diesen Herren zugesteht. Kein Mensch kann Sie zum Tanzen zwingen, lieber Engel. Ob es aber klug von Ihnen ist, einen offenen Konflikt zu riskiren, das weiß ich nicht. Haben Sie Muth und Ausdauer, so wagen Sie ihn; was ich am Weihnachtsabend von Ihnen verlangte, war aber etwas Anderes. Die sogenannte Welt haben Sie heute in beiden Fällen gegen sich. Tanzen Sie, so greift man Sie hinterrücks an, brouilliren Sie sich öffentlich mit dem Prinzen, so straft man Sie in das Gesicht.“

Der Tänzer der Gräfin nahte sich bis auf einige Schritte, die Unterhaltung der Damen respektirend, von der andern Seite eilte athemlos die Oberhofmeisterin herbei. Die Musik intonirte.

Gräfin Keil winkte den beiden, zu gemeinschaftlichem Zweck sich Zusammenfindenden.

„Man rangirt sich bereits, meine Herrschaften!“ Dann drängte sie Rose einige Schritte zurück: „Mein Gott, Kind, was machen Sie für Geschichten, der Prinz glaubt einen Refus von Ihnen erhalten zu haben! Klären Sie den Irrthum sofort auf, ich will Ihnen behülflich sein — der Tanz soll eben beginnen.“

Rose fühlte, daß sie sich nicht wie ein unartiges Kind zwingen lassen dürfe und fragte so ruhig, als sie es vermochte:

„Gehört es zu meinem Dienst, zu tanzen, meine gnädigste Gräfin?“

„Es ist hier von keiner dienstlichen, sondern von einer gesellschaftlichen Form die Rede, meine Liebe,“ erwiderte die Oberhofmeisterin im Ton sanfter Belehrung, „Sie wissen, daß die Aufforderung eines Prinzen sogar ein früheres Engagement löst, daß jeder andere Tänzer davor zurücktreten muß, daß unsere Prinzessinnen auch von dem Recht Gebrauch machen, Kavaliere zum Tanze zu befehlen, es ist

also immerhin ein Befehl, wenn er sich auch in die Form eines Wunsches kleidet und eine Ehre und Auszeichnung in sich schließt. Einer solchen entzieht man sich aber nicht in kindischem Eigensinn!"

„Mein Herz spricht mich von einem solchen Vorwurf frei,“ entgegnete Rose mit bebender Stimme, „gestatten Sie mir, seinen Forderungen zu folgen!“

„Liebes Kind, Ihr Herz hat hier durchaus nicht mitzusprechen, das Tactgefühl würde der rechte Führer sein!“

In diesem Augenblick erschien Graf Petow.

„Man wartet auf den Beginn des Balles, meine Damen, und Seine Hoheit der Prinz weist mich an Sie, mein gnädiges Fräulein. Erlauben Sie, daß ich ein kleines mesentendu einfach dadurch löse, daß ich mich dieses reizenden Armes bemächtige, um ihn alsbald einem Würdigeren zu überlassen.“

Rose war vor der den Worten entsprechenden Annäherung des Grafen zurückgetreten und sagte ernst:

„Ein Mißverständniß, Graf Petow, liegt allein auf Ihrer Seite. Zwischen dem Prinzen und mir herrscht kein solches und in einer rein persönlichen Angelegenheit bedarf es auch keines Vermittlers.“ Dann wandte sie sich in bescheidener Würde zur Oberhofmeisterin: „Da ich nicht zu den Tanzenden gehöre,

erlauben Sie mir wohl, meine gnädigste Gräfin, mich zurückzuziehen, Prinzess Amalie bedarf meiner vielleicht noch vor dem Tanze.“

Die kalt höfliche Verneigung und der glatte Fluß der Worte verriethen wenig von dem Tumult des Innern — die kleine Rose hatte Würde und Selbstbewußtsein gefunden, als man sie ihr streitig machen wollte. Der Graf warf sein Monocle in das Auge und blickte ihr überrascht nach.

„Superbe, dieses petit air! Fängt an interessant zu werden, unser Kösschen vom Strande!“

Die Gräfin drehte, wie es ihre Art war, wenn sie sich erregt fühlte, ihre Uhrkette um die Finger und fragte unendlich höflich mit boshaftem Lächeln:

„Haben Sie sich jemals von dieser Gurli täuschen lassen? Ich nicht! Sie hätten es nur erleben sollen, wie sie es verstand, eine sehr auffällige Situation, in welcher ich sie mit diesem Pseudo-Dunkel, dem Baron Lemming, überraschte, durch diese einfältige Manier zu maskiren. Sie ist viel gefährlicher als die Lory, ich versichere Sie, und hat es heute auf irgend etwas abgesehen! Wir erleben noch einen Skandal! Der Prinz war merkwürdig aufgereggt und die scherzhafte Fassung, in der er uns die Sache mittheilte, hatte etwas sehr Krampfhafes.“

„Ich halte das Ganze einfach für einen kleinen Frühlingschauer, nach welchem die Temperatur sich steigern wird,“ beruhigte Petow.

„Wenn nicht für ein abgekartetes Spiel“ — flüsterte die Dame bedeutungsvoll.

Petow lachte.

„O, die Damen, die Damen! Sie sind uns stets um einen Point voraus!“

„Ja, was meinen Sie, daß man nun dem Prinzen sagen soll?“

„Daß der Seraph an moralischen Hühneraugen leide,“ schlug Petow mit frivolem Lachen vor.

Die Gesellschaft im Tanzsaale wurde schon eine ganze Weile in Spannung gehalten, mehrmals hatte die Musik aufgefordert und noch immer blickten die Tanzlustigen vergeblich nach dem Vortänzer aus, der mit einigen anderen Herren in einer Ecke des Saales durch den Prinzen Joachim in ein lebhaftes Gespräch verwickelt worden war.

Da trat die Oberhofmeisterin mit dem Oberstallmeister an den Prinzen heran und man hörte zwar nicht, sah aber an Mienen und Haltung, daß einige entschuldigende Worte von ihnen gesprochen wurden. Der Prinz wurde dann plötzlich ernst, hob die Hand und unterbrach die Sprechenden. Ab-

gerissene Worte drangen bis zu den Umstehenden, die aus dem gerötheten Antlitz der Oberhofmeisterin und der seltsam verlängerten Nase ihres Begleiters das Fehlende ergänzen konnten:

„Pflicht der Oberhofmeisterin — Unerfahrenheit junger Damen — zufällig meine Person — Tactlosigkeit — Ihnen zuzuschreiben — dafür hält man sich eine — unangenehme Lage — fernere Störungen — Fest verlassen —“

Dann wandte sich der Prinz an seinen Adjutanten, der einen Auftrag entgegennahm und auf einen Wink seines Gebieters zurückblieb, während dieser mit einer abwehrenden Handbewegung gegen den Grafen Petow den Salon verließ.

Einige Sekunden später schlossen sich die Bogen des Tanzes über der kleinen Störung und der Großherzog empfing von dem Adjutanten, Herrn von Wulbradt, die Meldung, daß Seine Hoheit Prinz Joachim, von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, sich zurückgezogen habe.

Rose aber fühlte sich wie in einen Zauberkreis gebannt, den nur Wenige zu durchbrechen wagten; zu diesen Letzteren gehörte Gräfin Lory und Herr von Wulbradt.

Als die Großherzogin mit Prinzess Amalie vor

dem Cotillon den Ball verließ, geleitet von der Gastgeberin und gefolgt von dem Hofstaat, wandte Höchstdieselbe sich plötzlich mitten im Saale um, mit einer Frage nach der „charmante petite Rose“.

Sofort beeilten sich Alle, der jüngsten Hofdame, die wie immer die Letzte im Gefolge war, Platz zu machen.

„Sie tanzten heute nicht?“ fragte die Hoheit mit freundlichem Zunicken das sich tief verneigende junge Mädchen.

„Nein, Eure Hoheit, ich —“ weiter entwickelte sich die schüchterne Antwort nicht.

Die Großherzogin berührte mit dem Fächer liebevoll die Schulter Rosens.

„Recht so, mein liebes Kind, Sie sind sehr jung und haben noch manchen Cotillon vor sich.“

Dann wandte sich die hohe Dame der Oberhofmeisterin zu und ein Jeder vernahm aus den beifällig geflüsterten Worten die paar stärker betonten Sylben: „Kindliche Pietät,“ sowie die Antwort der Gräfin Keil: „Natürlich, Eure Hoheit, so begreiflich!“ worauf die Großherzogin laut hinzusetzte: „Gräfin Lory tanzt übrigens niemals, wenn sie den Dienst hat, nicht wahr, mein liebes Herz?“

Die gütig ausgestreckte Hand beförderte die Frage

an die rechte Adresse. Gräfin Lory quittirte durch einen respektvollen Handkuß, unter ihren langen, dunklen Wimpern blitzte es wie heimlicher Triumph. Die Oberhofmeisterin beeilte sich, vollständig gefaßt an Stelle der schönen Lory zu antworten:

„Ich finde das sehr nachahmenswerth! Die Jugend ist so leicht bereit, die Pflicht über dem Vergnügen zu vergessen, und ich meine es schon öfter ausgesprochen zu haben, daß die Dame vom Dienst nur dann an dem Tanze theilnehmen dürste, wenn einer der Prinzen sie beföhle.“

„Was in diesem Falle nicht buchstäblich zu nehmen wäre!“ schaltete die Großherzogin freundlich ein.

„Natürlich, es ist nur façon de parler, Eure Königliche Hoheit.“

Die hohen Damen verabschiedeten sich, Rose folgte, Gräfin Lory aber flüsterte der scheidenden Kollegin zu:

„Habe ich meine Sache gut gemacht? Keinen Mund!“

Sechstes Kapitel.

Gräfin Lory hatte sich auch in Beurtheilung der Elzinger als feine Beobachterin gezeigt. Diese war in der That ihrer innersten Natur nach die Feindin Rosens. Von Eitelkeit verzehrt, erzielte sie niemals ein Selbstgenügen, dieß erste Ziel eitlen Strebens, aus welchem sich dann gewisse passive Tugenden zu ergeben pflegen. Rose besaß echt und mühelos Alles, wonach die Seele der Elzinger dürstete, und wie seit Anfang der Dinge Mißgunst zu Haß führte, so haßte sie ihre junge, schöne Gefährtin, und zwar weit mehr als die andere, sie ebenfalls überstrahlende Kollegin, Gräfin Lory, von der Fräulein von Elzinger sehr wohl wußte, daß diese auch nicht mit der Schönheit der Lilien auf dem Felde gesegnet war.

Außerdem wurde Gräfin Lory — mit Recht oder mit Unrecht — allgemein gefürchtet; es würde Wahnsinn, Selbstmord gewesen sein, sie verdrängen zu wollen.

Am Weihnachtsabend hatte Rose unter ihren Gaben einen mattröthen Rosenkranz gefunden, den ihr Graf Petow scherzend auf das Haupt gedrückt.

Fräulein von Eltinger glaubte einen sehr wirksamen Zauber in diesem Schmuck entdeckt zu haben, um das Defizit zwischen Wollen und Können in ihrer Erscheinung auszugleichen.

So erschien sie denn am Morgen vor dem prinzlichen Ballfeste in Rosens Toilettenzimmer mit der freundschaftlichen Einladung, doch als Attention für die hohen Geber die zu Weihnachten erhaltenen Toiletten Abends anzulegen.

„Dabei fällt mir ein, liebe Rose, daß es Ihnen sicher angenehm sein würde, meine dunklen Beilchen für diese auffallenden Rosen einzutauschen, die so gar nicht Ihrer Halbtrauer entsprechen. Bitte — keinen Dank — ich kann es Ihnen so nachempfinden! — Ich schicke Ihnen sogleich die Beilchen.“

Rose war in vollständiger Gleichgültigkeit damit einverstanden. Am Abend erschienen die Damen also in vertauschten Kronen. Den erstaunten Blick der Prinzessin beantwortete Fräulein von Eltinger mit der Bemerkung: „Rose mochte ihre Namensschwwestern nicht, auf ihren Wunsch tauschten wir unsere Geschenke.“

Uebrigens schienen die Rosen den von ihnen erwarteten Zauber auszuüben, Fräulein von Elzinger sah außergewöhnlich gut aus, blendete durch Zartheit und Frische des Teints und befand sich in sehr gehobener Stimmung, trotzdem der dunkle Kranz sich auf dem blonden Scheitel der Kollegin merkwürdig effektiv ausnahm.

Drückte Fräulein von Elzinger an dem Thé dansant bei der Oberhofmeisterin in Blick und Miene jenes erhebende Bewußtsein des Pharisäers aus, jenes: „Gott sei Dank, daß ich nicht bin wie andere Sünder“, so gestattete ihr an diesem Abende die innere Befriedigung bereits einiges Mitleid mit anderen Sündern, denn sie äußerte mehrmals mit einem feuchten Blick auf Rose:

„Das arme Geschöpf; sie ist noch so jung!“

Prinz Joachim hatte sich der jungen Hofdame seiner Gemahlin noch nicht wieder genähert. Sifrig und aufmerksam absolvirte diese ihre Pflichten als empfangende Dame, aber ohne die kindlich naive Heiterkeit, die Manchen entzückt hatte, der bereits gewohnt gewesen, die gehobene Stimmung mit den emporgeschraubten Gasflammen des Ballsaales zu identifiziren.

Während der Tanz die junge, der Spieltisch die alte Welt beschäftigte, hatte Rose sich hinter eine

Blumenestraße zurückgezogen, welche das der Gesellschaft geöffnete Corps de logis begrenzte.

Hier überraschte Wulbradt das junge Mädchen in einem Moment müden In sich versunkenseins. Rose blickte zu ihm auf wie aus weiter Ferne, auf die Gegenwart sich besinnend.

Ihm fiel der veränderte Ausdruck ihres Gesichtes schmerzlich auf.

Er hatte sie sonnig in ihrem Frohsinn, tieftrauernd in ihrem Schmerz gesehen, aber immer unbefangen, offen hatte sie dem Beobachter gleichsam den Grund ihrer Seele geboten.

Auch aus weinenden Kinderaugen kann uns ein Stückchen Himmel entgegenstrahlen, es ist dieß die unbewußte Reinheit, die das Kind vor dem Engel, die Unschuld vor der Heiligkeit voraus hat.

Dieser reine Spiegel schien Wulbradt getrübt; der unzugängliche, nur mit Thatsachen rechnende, nie forschende, stumme Begleiter seines Herrn, dieser junge, förmliche Adjutant wußte genauer als irgend Jemand sonst, besser als Rose selbst, welche seelischen Einflüsse hier die Ursache gewesen; er hatte einen zartfühligen Pfadfinder — sein Herz!

Stimme und Augen waren ernst wie immer, als er sie anredete:

„Wollen Sie allein bleiben, gnädiges Fräulein, so schicken Sie mich fort; Sie sehen aber aus, als ob es Ihnen gut wäre, von quälenden Gedanken erlöst zu werden.“

„Leisten Sie mir immerhin ein wenig Gesellschaft, Herr von Wulbradt,“ erwiderte sie matt lächelnd. „Das stete Wiederholen derselben Redensarten hatte mich ermüdet, aber die Einsamkeit erfrischte mich nicht.“

Sie war früher nie müde, dem Alltäglichsten mußte sie einen Reiz abzugewinnen, Wiederholungen langweilten sie nicht, weil ihre eigene Frische sie neu gestaltete, wie der sprudelnde Quell auch dem langweiligsten Grashalm Leben verleiht.

Wulbradt hatte eine nicht weniger bewundernde, weil schweigende Empfindung dafür gehabt, und deshalb fühlte er sich schmerzlich betroffen von der Veränderung.

Rose rückte etwas zur Seite und nahm ihr Kleid zusammen.

„Hier ist noch ein Plätzchen für Sie, Herr von Wulbradt, bis zur nächsten Polka wird uns Niemand vermiffen.“

Wulbradt blieb vor ihr stehen, mit seinem ruhigen Blick den kleinen Raum überschauend.

„Nicht hier, mein gnädiges Fräulein, kommen Sie mit mir in das nächste Zimmer, wir sind dort im Stande, den Tanzsaal zu übersehen, sind besser auf unserem Posten und eben so ungestört.“

Sie folgte ihm bereitwillig. Es war eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften, dieß Vertrauen in den Rath Anderer, bis sie entdeckte, daß es nicht Alle gut mit ihrer Unerfahrenheit meinten. An Wulbradt zweifelte sie nie, er blieb eine Art Hort für sie.

So folgte sie ihm also in den kleinen Salon, der mehrere Spielpartieen enthielt, und nahm in der Nähe der geöffneten Thüren mit ihrem Begleiter Platz.

Sie sprachen von allerlei gleichgültigen Dingen, während die Gedanken Beider abschweiften.

Endlich schwiegen sie, er wartete, ob sie ihm nicht den Faden reichen würde. In ihrem abwesenden Blick las er, daß sie nicht mehr wußte, wer an ihrer Seite saß. Die Musik dauerte fort, ebenso der Tanz und die monotonen kurzen Ausrufe der Whistspieler.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie je einmal eines zuverlässigen Freundes bedürfen, so erinnern Sie sich meiner.“

Das Wort ermangelte jeder Verbindung mit irgend etwas früher Gesagtem, enthielt aber merkwürdig genug eine Antwort auf ihre unruhigen Gedanken. Wulbradt hatte ruhig und ernst wie immer gesprochen, und doch erschrak Rose. Stand ihre Sache schlimmer, als sie ahnte, war sie so bedrängt, daß man aufmerksam wurde? Sie fragte ängstlich:

„Habe ich wirklich keine Freunde mehr? Wodurch habe ich sie verloren? Warum hat sich Alles plötzlich so seltsam verändert?“

„Die Welt hat sich nicht verändert, sie ist wie sie war und bleiben wird. Ich rechne zu Ihren schönsten Eigenschaften die, daß Sie dieses Getreibe um Sie her nicht verstehen. Mögen Sie es nie lernen und ein freundliches Geschick Sie dieser Atmosphäre bald entführen.“

„Das ist ein seltsamer Wunsch, Herr von Wulbradt.“

„Ein uneigennütziges, gnädiges Fräulein. Bietet sich Ihnen eine Gelegenheit, den Hof zu verlassen, so ergreifen Sie dieselbe; brauchen Sie im andern Falle aber einen Vertreter, so erinnern Sie sich, daß Sie keinen ergebeneren Freund haben als mich. Das wollte ich Ihnen nur sagen, und nun befehlen Sie, ob ich gehen soll.“

„Nein, nein, so — jetzt nicht! Ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, doch auch Andere haben sich mit gutem Rath und Willen meiner Verlässlichkeit annehmen wollen. Der Prinz war sehr — gütig — und Gräfin Lory —“

„Sie haben Jemanden, der Ihnen näher steht, ich meine die Prinzessin Amalie. Sie wäre der natürlichste Anschluß für Sie und ist Ihres vollen Vertrauens werth.“

Rose war erregt, sie hätte viel erwiedern mögen, die knappe Redeweise Wolbradt's drückte aber unwillkürlich die hochgehende Flut ihrer Empfindungen nieder. Seine Züge hatten sich indeß belebt, er wollte offenbar noch etwas mehr hinzufügen, Rose kannte diesen warmen Blick der klugen Augen und auch den harmonirenden Zug um die jungen Lippen, die sonst so unnatürlich verschlossen erschienen. — Da wurde Beider Aufmerksamkeit durch einen sie scharf fixirenden Blick des Prinzen Joachim gefesselt, langsam näherte sich derselbe dem Paar, welches sich erhob, und mit einem spöttischen Lächeln wandte er sich an Rose:

„Sie ziehen eine conversation à part dem Tanze vor, mein gnädiges Fräulein; ich gebe indeß zu bedenken, ob es ganz angemessen sein dürfte, Ihren

Privatneigungen zu folgen, während Sie uns noch ‚Pflichten‘ schulden.“

Er wiederholte das Wort scherzend mehrmals, sein lächelnder Blick flog von Einem zum Andern.

„Habe ich etwas versäumt?“ fragte Rose bestürzt, während der Adjutant in vorschriftsmäßiger Haltung, ohne eine Miene zu verziehen, dem Prinzen in das Gesicht blickte, wodurch dieser sich genirt fühlte.

„Sie entzogen sich der übrigen Gesellschaft, welche Ansprüche auf Ihre liebenswürdige Gegenwart hat und entbehren mußte, indeß Sie hier Einen glücklich machten.“

Aus dem impassibeln Kindergesicht Wulbradt's kam unerwartet eine Antwort, lebhafter als sonst, obwohl vollständig ruhig:

„Wenn das ein Tadel sein soll, Eure Hoheit, so bitte ich, denselben für mich in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich ersuchte Fräulein vom Haff, sich bis zum Schlusse des Tanzes hier niederzulassen, wo sie Jedem sichtbar und augenblicklich zu erreichen ist, wie Eure Hoheit eben bewiesen haben.“

„Warum so feindlich, mein theuerster Wulbradt? Das gnädige Fräulein bedarf mir gegenüber doch gewiß keines Fürsprechers.“

Wulbradt zog sich mit militärischem Gruß zurück.

Der Prinz blickte eine Weile stumm in das Gewühl des Tanzes.

Dann wandte er sich langsam Rosen wieder zu, die befangen neben ihm gestanden, und sagte noch immer in seiner spöttisch scherzhaften Weise:

„Sie waren, wie ich nicht bezweifle, sehr gütig gegen den jungen Herrn, ich beobachtete Sie Beide mehrere Minuten und erstaunte nicht über die ausdrucksvolle Wärme seiner Vertheidigung, denn ich kenne den gefährlichen Zauber dieser Augen.“

„Eure Hoheit — —“

„Sie sind seit Kurzem nicht gütig gegen mich, darf ich den Grund dafür hier suchen?“

„Ich verstehe Eure Hoheit nicht.“

„Das scheint jetzt mein Schicksal zu sein, früher verstanden wir uns besser, Fräulein Rose.“

„Ich bitte Eure Hoheit, mir zu sagen, worin ich fehlte.“

„Das läßt sich jetzt und hier nicht definiren; außerdem gibt es eine Schuld, die sich fühlen, aber schwer ausdrücken läßt. — Man beobachtet uns hier, gehen wir einen Augenblick in das nächste Zimmer.“

Er führte sie langsam bis hinter die Blumen-

wand, woher sie vor Kurzem gekommen. Es war ein stiller, matt erleuchteter Raum, der Gesellschaft vorenthalten und bestimmt, den höchsten Herrschaften zu etwaigem Zurückziehen zu dienen.

In zunehmender Befangenheit war Rose ihm gefolgt, und als er sie nöthigte, Platz zu nehmen, sagte sie ängstlich:

„Ich fürchte, Eure Hoheit, daß man mich vermissen könnte.“

„Sie fürchten seit einiger Zeit alles Mögliche, vor Allem ein Zusammensein mit Ihrem besten Freunde! Fräulein Rose, ich könnte Ihnen den Vorwurf des Wankelmuthes oder der Launenhaftigkeit machen. Sie wollten mein guter Engel sein, sind Sie es schon müde geworden, Rose?“

„Eure Hoheit, meine Ergebenheit ist dieselbe geblieben, und ich wünsche, Gott weiß es, nichts sehnlicher, als meiner Gebieterin und Eurer Hoheit von ganzem Herzen dienen zu können. Eure Hoheit überschätzen aber in Ihrer Güte meinen geringen Werth. Ich fühle, daß es eine Vermessenheit war, aus der mir vorgeschriebenen Stellung herauszutreten; es ist, als verlöre ich den Boden unter den Füßen, ich bin zu unerfahren.“

„Ihre Unerfahrenheit ist meinem Schutze be-

fohlen, Rose; nehmen Sie dafür sich meines Glückes an — so lautet unser Wechselbündniß.“

„Eure Hoheit, das sind Spiele mit Worten.“

Der Prinz fiel ihr lebhaft in's Wort:

„Bei Gott nicht, Rose! Sie ahnen nicht, welche Gewalt Sie besitzen, welchen Einfluß Sie auf mich haben. Sie sind der Sonnenschein meines Lebens, unter dem sich alles Edle und Gute entwickelt; ich habe eine harte Jugend, eine liebe- und freudenlose Existenz geführt, Pflichten, nichts als Pflichten getragen, weder den Kuß einer Mutter, noch die segnende Hand eines Vaters gefühlt. Für den Schein war all' mein Thun abgerichtet, nie fragte mich eine liebevolle Stimme: ‚Wie thut Dir's oder dem Andern?‘ Ich mußte berechnen lernen, welchen Eindruck mein Handeln auf den Dritten machte. Darunter schrumpft das Herz zusammen, bis man es nicht mehr fühlt, wie arm man ist. Seit Sie hier sind, Rose, weiß ich wieder, daß ich noch ein Herz habe, fühle, wie reich ein Herz machen kann und wie bejammernswürdig arm ich war.“

„Hoheit, Sie freveln!“ unterbrach ihn Rose in angstvoller Beflemmung. „Sie nennen ein sanftes, liebevolles Herz Ihr Eigen, ein Herz, das sich sehnt, Sie zu verstehen, und Ihnen eine demüthige Liebe

bietet. O, in den stillen, gesegneten Tagen vor dem lauten Treiben des Karnevals sind mir die Augen aufgegangen für diese schweigsame, duldbende Liebe, und ich hoffte zu Gott" — sie stockte, um den rechten Ausdruck, den zartesten für ihr subtiles Empfinden, verlegen.

Der Prinz neigte sich leidenschaftlich bewegt ihr entgegen:

„Rose, sprechen Sie es aus — was — was — hofften Sie?“

Mit einem Engelsblick voll Unschuld und Demuth antwortete sie:

„Ein Weniges beitragen zu dürfen zum innigen Verständniß der beiden besten, edelsten Menschen!“

Er fuhr mit der Hand über die Augen, sich besinnend, sammelnd.

„Ja — ja — Sie wissen, wir sind einander innerlich fremd — eine Ehe der Konvenienz, — wie das so gewöhnlich ist! Die Prinzess ist — hat einen vortrefflichen Charakter, doch glaube ich — täuschen Sie sich vollständig über den inneren Zustand dieser gleichmüthigen Seele. — Sie hat sich niemals irgend welcher Illusion hingeeben, unser Einvernehmen war ein nach bestimmten Voraussetzungen gedachtes, und ich glaube, es würde der Prinzess so unbequem als

mir sein, wenn wir unsere Stellung zu einander verrückten.“

Betroffen starrte ihm Rose in das Gesicht. Das war eine ganz andere Sprache als die, welche er damals führte, damals, als sie vor sich selbst gehoben wurde durch die beglückende Mission, ein vermittelndes Glied zwischen zwei sich suchenden Seelen zu sein. Ein unangenehmes, erkältendes Gefühl durchschlich sie, es war ihr, als ob sie unversehens ein Reptil berührt habe.

Was war das — hatte sie ihn eben recht verstanden?

Schon fühlte er, was er verloren, und beeilte sich, einzulenken.

„Ziehen Sie Ihren guten, reinen Blick — Ihre liebe Hand nicht von mir, Rose — bleiben Sie mein freundlicher Führer durch — die Dede hier, der leuchtende Stern auf meinem Pfade! In letzter Zeit verdunkelte er sich mir — schelten Sie den armen Wanderer nicht, wenn er sich fast verirrt und das Ziel ihm reizlos, die Hoffnung matt und schal erschien.“

Er sah sie flehend an mit dem ihm eigenen faszinirenden Blick. Sie hatte denselben oft auf sich einwirken gefühlt, harmlos wie den wärmenden Sonnenstrahl, ohne daß davon ein schlummernder innerer Nerv berührt worden war.

Nest zum ersten Male zuckte ein solcher unter jenem Blick, aber schrill, antipathisch in seiner befremdenden Stärke und Neuheit, fast betäubend für das junge Mädchen.

Sie stand so vollständig unter jenem verwirrenden Empfinden, daß sich kein Gedanke darüber erhob und sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, was die nächsten Sekunden brachten. Der Prinz hatte weiter gesprochen, sanft, eindringlich, ohne daß sie verstanden, was er sagte; er hatte sich ihr genähert, ihr Schweigen ermutigte ihn, — er neigte sich in dem Sessel vor, sein Knie glitt nieder, fast zu Boden, als er den Kopf über die herabhängende Hand des jungen Mädchens beugte, die er zu fassen bemüht war.

Rose sprang empor, zugleich ertönte eine laute, helle, harte Stimme hinter ihnen:

„Geben Sie Acht, Fräulein von Elzinger, Sie werden die Estrade unreißen!“

In Kammerherrnweise vortretend, als ob er den Weg frei machen wollte, stand im schmalen Eingange der Blumenwand Wulbradt. Prinzess Amalie, neben welcher, in fast unziemlicher Weise vorausdrängend, das rosengeschmückte Haupt des Fräulein von Elzinger sich durch die Blätterbüsche schob, folgte ihm auf dem

Fuße. In derselben harten, kurzen Art redete der Adjutant den Prinzen, welcher auch aufgesprungen war, an:

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog fragten nach Eurer Hoheit!“

Eine dunkle Röthe des Zornes oder der Ueberraschung lag wie eine Wolke auf der hohen Stirn des Prinzen — er wollte offenbar eine heftige Erwiederung geben — da fiel sein Blick auf die Gemahlin und fand den willkommenen Blitzableiter:

„Was willst Du? Was führt Dich her? Die allergewöhnlichsten Regeln der Schicklichkeit hätten doch erfordert, daß Du bei — bei der Gesellschaft, der — chère tante — geblieben wärest, während ich —“ — Lippe und Blick machten einen krampfhaften Versuch, den ironisch scherzenden Ausdruck anzunehmen, der ihn über der Situation halten sollte — „hier unserem jüngsten, unerfahrenen Hoffräulein eine ähnliche kleine Pflichtversäumniß klar zu machen mich bemühte.“

Die Augen der Prinzessin fielen auf Rose — ein vielsagender Blick!

Bevor jedoch ein erklärendes Wort von irgend welcher Seite fiel, hatte der Prinz, kurz und ernst mit halberhobener Hand grüßend, den kleinen Raum

verlassen, Bulbradt durch einen Wink bedeutend, ihm zu folgen. Der Adjutant hatte keine Miene verzogen. Die drei Damen blieben zurück.

Um das nun Folgende zu verstehen, ist eine zurückgreifende Erklärung nöthig. Fräulein von Elzinger war fest entschlossen, die schönere, sie in den Schatten drückende Kollegin zu vernichten, und so niedrig auch die sie leitenden Motive waren, so handelte sie doch gewissermaßen bona fide — sie hielt sich von der Schuld Rosens überzeugt.

Glatt und gefügig, wie die Elzinger sich nach oben zeigte, war sie schwierig, launenhaft und rücksichtslos gegen Untergebene. Daher kam es, daß sie stets schlecht bedient wurde, immer im Kampf mit dem unteren Hofpersonal lag, von diesem gehaßt wurde und auch oft mit ihrer weiblichen Bedienung — die männliche wird zu den Damen des Hofes kommandirt — wechselte.

In letzterer Zeit hatte sie nun endlich eine Jungfer gefunden, die, schlau und intrigant genug, ihre Herrin studirte, durchschaute und — sich in Folge dessen bei ihr hielt.

Die Person hatte in Paris einen bildenden Kursus — für ihr Fach nämlich — als Begleiterin einer Dame der Demimonde durchgemacht, hatte ihre da-

malige Herrin bei dem letzten Goldstück, welches dieselbe eines Tages verspielte, verlassen, sich aber ein brillantes Zeugniß verdient.

Fräulein von Elzinger nahm keinen Anstand, die geschickte ältere Person, empfohlen von Madame Angèle de Marmont, bei welcher sie fünf Jahre treu und geschickt gedient, zu engagiren, und sie über sah gerne manchen ihrer Fehler angesichts der verfeinerten Toilettenkenntnisse, in deren Besitz die gewandte Dienerin einer Pariser lionne sich befand. Uebrigens ahnte Fräulein von Elzinger nicht, welcher Qualität jene Dame angehörte, und die Jose war zu schlau, es zu verrathen. Fräulein Langhand hatte denn auch bald die Quelle der Mißstimmungen ihrer Herrin entdeckt und ließ dieselbe nach Belieben zu eigenen Zwecken steigen oder ebbn.

Obgleich der persönliche Hofstaat des Prinzen strenge geschieden von dem der weiblichen Mitglieder des Hofes war, so hatte die nicht unschöne, sehr gewandte Person es doch bald vermocht, mit dem einen der Kammerdiener des Prinzen auf vertraulichen Fuß zu gelangen und auf diesem Wege eine Verbindung der getrennten Hoflager herzustellen, wodurch sie wiederum Fräulein von Elzinger befähigte, der Prinzess mitunter wahrhaft nützlich zu werden.

Es wurden aus den geringfügigsten Dingen Geheimnisse gemacht und streng gewahrt, die Prinzessin war stets die Letzte, welche von einer nahe bevorstehenden Reise ihres Gemahls, von irgend einer geplanten Veränderung oder dergleichen erfuhr. Vertrauliche Mittheilungen fanden zwischen den Gatten nicht statt, und so dankte Prinzess Amalie es dem Fräulein von Elzinger, wenn sie ihr mitunter ein verlegenes Erröthen der Ueberraschung sparte einem jener faits accomplis gegenüber, mit denen der Prinz plötzlich hervorzutreten liebte.

Obgleich Prinzess Amalie eine durchaus zart empfindende und sehr verschlossene Natur war und niemals auch nur durch Andeutungen verrieth, ob oder wie viel sie entbehrte oder litt, so war ihr trauriges Geheimniß dennoch zum Theil von beiden Damen errathen.

Sie hatte das Unglück, den Gatten zu lieben, der so kühl neben ihr herging, und hieran knüpfte sich der Plan der Elzinger.

Durch Andeutungen hatte sie längst die Eifersucht ihrer Herrin zu stacheln versucht, ohne genau zu wissen, wie weit ihr dieß gelungen, sie konnte nur sehr vorsichtig agiren und durfte immer nur Rose, nie den Prinzen angreifen, doch hatte sie zu

einem letzten Coup das Material gesammelt, der, wie sie hoffte, die Prinzeß zur Energie erwecken und die beiderseitige Nebenbuhlerin entfernen würde.

Durch den erwähnten Kammerdiener hatte die Langhand in Erfahrung gebracht, daß der Prinz vor Weihnachten in geheimnißvoller Weise ein Miniaturbild habe anfertigen lassen, wie man annahm, von sich selbst, da er immer während der Arbeit zugegen gewesen; wohin dieß Bild gekommen, wem es bestimmt gewesen, das glaubte die Elzinger zu wissen.

Rose hatte an dem Weihnachtsmorgen vom Prinzen ein Medaillon erhalten, die Prinzeß wie die Elzinger hatten das Etui in der Hand gehabt, die Verwirrung der jungen Hofdame bestätigte die ferneren Annahmen.

Gelegentlich und scheinbar harmlos hatte nun Fräulein von Elzinger ihre junge Gebieterin nach dem Miniaturbilde des Prinzen gefragt, welches vor Weihnachten angefertigt worden.

Prinzeß Amalie hatte erstaunt fragend aufgeblickt, worauf die Elzinger Bestürzung geheuchelt und um Verzeihung gebeten hatte, wenn sie indiscret gewesen — sie hatte zufällig von der Arbeit durch den Maler selbst gehört und angenommen, daß das Bild für Ihre Hoheit bestimmt gewesen. --

Die junge Prinzess war dann lebhaft erröthet, hatte aber geschwiegen.

Bedauernde, theilnahmevolle Blicke seitens der Hofdame hatten vollendet, was die Lippen noch nicht auszusprechen wagten. So fing ein Sichverstehen zwischen jenen Beiden an, vorsichtig entgegenkommend von der einen, scheu und fast widerwillig zugestehend von der andern Seite. Endlich zögerte Fräulein von Elzinger nicht, die junge Kollegin bei jeder Gelegenheit der Koketterie anzuklagen, die Prinzessin schließlich ganz offen vor dieser Schlange zu warnen, die durch jedes Mittel die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Prinzen sich zu gewinnen suche und rücksichtslos das Glück ihrer Herrin untergrabe!

Die Prinzessin hatte ungläubig und schmerzlich gelächelt. Als ob es ein Glück für sie gäbe!

Allerdings gewannen die Behauptungen der Elzinger mehr und mehr an Fundament, und die Prinzess fühlte sich dem entsprechend auch von ihrem eigenen Standpunkt der duldbenen und doch erhabenen Reinheit herabgezogen. Sie wurde Mitwifferin der Intrigue und Spionage und litt unter diesem Bewußtsein mehr fast als unter jenem andern des ihr zugefügten Unrechts und Verraths.

Der Prinz irrte, wenn er seine Gemahlin eine gleichmüthige Natur nannte, es war nur bisher nie eine Leidenschaft in ihr geweckt worden.

An diesem Ballabende hatte die Elzinger sehr genau das Verhalten der Kollegin verfolgt, und es war ihr nicht entgangen, daß der Prinz diese in den reservirten Raum hinter der Blumenwand geführt hatte.

„Es thut mir sehr wehe, Eurer Hoheit Schmerz bereiten zu müssen, indeß die Erkenntniß gibt zugleich das Mittel zur Beseitigung des Uebels! Wollen Sie die Schlange in ihrer wahren Gestalt sehen, so folgen Sie ihr dort hinter jene Blumenwand, wohin Sie den Prinzen eben gelockt.“

Mit diesen Worten hatte Fräulein von Elzinger die halb widerstrebende Prinzessin der bezeichneten Stelle zugeführt. Es war aber auch dem Adjutanten nicht entgangen, nach welcher Richtung der Prinz mit der Hofdame verschwunden, er hatte sogar, wie die Elzinger, einen umherschauenden Blick Rosens aufgefangen, in welchem er eine unruhige Frage, sie ein ängstliches Prüfen der Umgebung zu lesen vermeinte.

Herr von Bulbradt beobachtete nun auch, daß die Prinzessin mit ihrer Dame sich jener bezeichneten Richtung zuwandte und — entschlossen, unter allen Umständen einem Eklat vorzubeugen — trat er der

Prinzessin ehrerbietig näher mit der Frage nach dem Prinzen, den er beauftragt sei zu suchen.

Die Prinzessin antwortete schnell:

„Ich glaube, der Prinz hat sich eben zurückgezogen.“

Die Elzinger zischelte jedoch in dem Vorgefühl ihres Triumphes dem Adjutanten böshaft in das Ohr: „Unsere schöne Gefährtin scheint sich ebenfalls zurückgezogen zu haben — wenn Sie vielleicht auch nach ihr suchen sollten —“

Wulbradt erwiederte kein Wort, beachtete jedoch das verabschiedende Kopfsneigen der Prinzessin nicht, sondern schritt ihr dienstestrig voraus, eben in der vorhin schon bezeichneten Weise eines vortretenden Kammerherrn.

Auf dem teppichbelegten Parket den Schritt nach Möglichkeit verlautbarend, näherte sich Wulbradt der bedrohten Stelle, während Fräulein von Elzinger die Prinzessin in unziemlicher Hast dem Voranschreitenden nachzog und sich bemühte, noch vor ihm einen Blick in das Versteck zu thun.

Dies veranlaßte Wulbradt zu der laut gesprochenen Bemerkung beim Eintritt: „Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein von Elzinger, Sie werden die Blumenwand einreißen.“

Nehmen wir nun die Erzählung an der Stelle wieder auf, wo Prinz Joachim mit Wulbradt den kleinen Raum verließ, Rosen sich selbst und dem Auskosten ihrer verlegenen Lage überlassend.

Sie stand in sprachloser Verwirrung wie mit Blut übergossen vor der Herrin und — der Feindin!

Wenn sie es nie gewußt, ein einziger Blick würde sie von dieser Feindschaft überzeugt haben, zugleich gab dieser Blick ihr einen Kommentar für die ganze Situation. Der kleine Raum umschloß ein Etablissement von Polstern und Sesseln, einen bis zum Boden reichenden Trumeau, zwei Kandelaber zu beiden Seiten desselben, sowie mehrere kleine Tische, Vasen, Statuen und so weiter zur Dekoration der durch blätterreiche Pflanzen gebildeten und nach der entgegengesetzten Seite maskirten Wand.

Prinzessin Amalie lehnte dicht vor dem Eingang an einem der Kandelaber, ihre Augen ruhten noch immer vorwurfsvoll fragend — nicht zürnend, sondern eher klagend auf dem jungen Mädchen, das im Hintergrunde vor dem Sessel stand, von welchem sie aufgesprungen. Fräulein von Glinger war an ihrer Herrin vorbei bis halb in das Zimmer getreten. Sie wandte sich hohnlächelnd an Rose:

„Die Lektion, von welcher Seine Hoheit sprach,

scheint sehr ernst gewesen zu sein — nach Ihrer Miene zu urtheilen. Sie sehen frappant aus wie — eine überführte Verbrecherin.“

Aus Rosens Augen lösten sich Thränen der Scham, bittere Thränen hilfloser Qual.

„Mir ist nicht wohl, Eure Hoheit,“ stammelte sie endlich, „bitte, entlassen Sie mich gnädigst.“

„Gnädigst?“ lachte die Elzinger mit schneidendem Hohn, „gnädigst? Sie haben wohl nöthig, an die Gnade Ihrer Hoheit zu appelliren, Nachsicht und Schonung haben aber ihre Grenzen —“

„Schweigen Sie!“

So ernst und tief klang diese sie unterbrechende Stimme vom Kandelaber her, daß die Elzinger sich fast erschrocken umwandte.

Prinzessin Amalie näherte sich langsam der wie geknickt dastehenden Rose.

„Und Sie, mein Kind,“ fuhr sie mit wahrhaft engelgleicher Barmherzigkeit fort, „gehen Sie in Ihr Zimmer, Sie sind entlassen. Ich werde Sie morgen sprechen, bis dahin bitte ich Sie, für Niemanden sichtbar zu sein.“

Rose neigte sich tief vor der Prinzessin und wollte an ihr vorüber den Ausgang gewinnen, da hielt die Hand der Gebieterin sie zurück.

„Nicht so — nicht durch den Saal — gehen Sie durch mein Toilettenzimmer, benützen Sie die kleine Treppe neben meinem Schlafzimmer — hier ist der Schlüssel — an den Zimmern des Prinzen vorbei kommen Sie in den langen, dunklen Korridor, an dessen Ende die Treppe in die obere Etage führt.“

Dieß war wenig nach dem Geschmack der Elzinger und sie schien entschlossen, ihr Opfer nicht ent schlüpfen zu lassen.

In ihrer Verlegenheit hatte Rose an der Schnur gezerrt, welche das Medaillon mit dem Bilde des Vaters hinter dem Ausschnitt der Robe barg.

„Haben Sie Ihren Talisman bei sich?“ fragte die Elzinger in der vorigen Weise; „da brauchen Sie ja den dunklen Weg nicht zu scheuen!“

Schon zum Gehen gewandt, zögerte Rose und richtete flehend, hilfesuchend die Blicke auf ihre Herrin. Diejenigen der älteren Hofdame aber hafteten fast gierig an der Stelle, auf welche Rose unwillkürlich die Hand gelegt.

Prinzeß Amalie aber wandte den Blick und — schwieg.

Die Elzinger fühlte, daß die großmüthig schützende Hand einen Augenblick das Opfer freigegeben, und sie benützte diesen Moment.

„Man kennt Ihren Talisman recht gut,“ begann sie wieder, „glauben Sie aber nicht, daß er Sie immer schützen wird.“

Noch immer schwieg die Prinzessin — Rosens Blick hing mit seltsamem Glanz an ihr.

„Nun — haben Sie kein Wort mehr — fürchten Sie vielleicht, daß man verlangen könne, das Medaillon zu betrachten, welches Sie so geheimnißvoll am ersten Weihnachtsfeiertag versteckten? Sie sehen,“ fuhr sie triumphirend fort, „die Prinzessin weiß Alles.“

Ohne ihre Beinigerin eines Blickes zu würdigen, hatte Rose sich der Prinzessin wieder genähert, den in Thränen leuchtenden Blick flehend erhoben, die Hände auf die Brust gedrückt.

„O, daß meine gütige Herrin wirklich Alles, Alles wüßte, daß sie in mein Herz blicken könnte wie das Auge Gottes! Ich habe nichts zu verbergen.“

Prinzeß Amalie erhob beschwichtigend und abwehrend die Hand, da griff, von Leidenschaft verblindet und in der Furcht, noch im letzten Augenblick die Frucht ihrer Mühen zu verlieren, die Elzinger mit fester Hand nach der dünnen Schnur auf dem weißen Nacken vor ihr und zog mit einem heftigen, kurzen Ruck das Medaillon hervor, welches auf Rosens Brust herabsank.

„Wir wollen doch sehen, ob da wirklich nichts zu verbergen ist!“ hatten zur selben Zeit ihre Lippen spöttlich ausgerufen. Es folgten einige Sekunden stummer Ueberraschung auf diese indelicate Handlung, über welche im nächsten Augenblick die Elzinger selbst erröthete. Rose sammelte sich zuerst.

Mit einem Blick hoheitsvoller Reinheit auf die sich so weit verirrrende Kollegin, nahm sie das Medaillon sammt der Schnur vom Halse und reichte es, ohne ein Wort zu sprechen, geöffnet der Gebieterin hin. Diese hatte fassungslos den kurzen Vorgang beobachtet und ergriff das Dargereichte mechanisch, warf einen kurzen Blick darauf und legte es dann in Rosens Hand zurück.

„Mein armes Kind!“ murmelte sie, sich über das blonde Haupt neigend, welches sich über ihre Hand gebeugt hatte, „meine arme kleine Rose, vergeben Sie ihr und — mir!“

Die Worte waren nur Rosen verständlich, mit starrem Erstaunen sah die Elzinger aber, daß Prinzess Amalie einen zärtlichen Kuß auf Rosens Wangen drückte.

Ehe noch ein weiteres Wort gesprochen werden konnte, veränderte sich die Szene wiederum.

Der Prinz hatte nach dem kurzen Begegnen mit

den Damen hinter der Blätterwand schnellen Schrittes den vorderen Theil des auf die angegebene Weise halbirten Saales durchschritten und rief dabei, ohne den Kopf zu wenden — ein Zeichen übelster Laune — dem ihm folgenden Adjutanten zu:

„Was wollte der Großherzog von mir?“

Herr von Bulbradt antwortete nicht sogleich, da folgte der ersten ungeduldigen Frage die zweite:

„War es nöthig, daß ein ganzes Streifkorps nach mir ausgesandt wurde? Ist man denn keinen Augenblick Herr seiner Zeit? Nicht genug, daß man den ganzen Abend —“

Er hatte die Stimme unwillkürlich erhoben und eben die Schwelle des Spielzimmers überschritten, in welchem bereits eine Menge der vom Tanze Ruhenden sich versammelt hatte, da überholte ihn der Adjutant, hart an ihn herantretend:

„Ein Wort, Eure Hoheit.“

Es lag etwas Zwingendes in der Stimme und der Haltung des Offiziers. Der Prinz sah ihn erzürnt, durchdringend an, begegnete aber einem Blick, der ihn bewog, gelassener als bisher zu fragen:

„Was wollen Sie?“

„Würden Eure Hoheit nicht die Gnade haben,

für einen Augenblick in den eben verlassenen Salon zurückzutreten, Aller Blicke ruhen auf Curer Hoheit —“

Mit einer Bewegung der Ungeduld trat der hohe Herr mit dem Adjutanten einige Schritte zurück.

„Es war meine eigene Eingebung, kein Befehl, der mich Cure Hoheit auffuchen ließ,“ sagte der Offizier kurz, ohne Zögern und ohne eine Entschuldigung hinzuzufügen, indem er den Prinzen fest und ruhig ansah.

Die Ader auf der hohen weißen Stirn schwell, doch klang mehr Ueberraschung als Zorn aus der Frage:

„Darf ich fragen, was Sie dazu bewog?“

„Der Wunsch, einer Unbesonnenheit vorzubeugen,“ entgegnete Wulbradt ganz in der vorigen Weise.

„Ich habe keine Zeit, Ihre Räthsel zu rathen — was soll das, wenn ich fragen darf?“

„Es fanden auch Andere, daß das Fräulein vom Haff eine Vorliebe für conversation à part habe und daß sie deßhalb zu tadeln sei. Ich wollte ihr einen erneuten Tadel sparen.“

Diese Erklärung wurde einfach, leidenschaftslos, in dienstlich meldender Weise abgegeben.

Einen Augenblick schien es, als ob der Prinz den vor ihm Stehenden erwürgen oder niederschlagen

würde, dann zog es wie Ueberlegen durch die leidenschaftlich erregten Züge, der Prinz zog mehrmals schnell hinter einander den langen Schnurrbart durch die Finger und entgegnete in abgebrochener Weise:

„Ich weiß nicht — inwieweit — Sie eigenmächtig oder — nach gegebenen Rechten — handeln, jedenfalls waren Sie zu voreilig — da — das Fräulein vom Haff sich unter meinem Schutze befand und Niemand gewagt haben würde, sie anzugreifen.“

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog!“ meldete der eilig herbeieilende Petow, und gleich darauf trat der sehr heitere, aber etwas vom Spiel erschauerte regierende Herr auf den Prinzen zu, ihn unter den Arm fassend.

„Puh — das war ein heißer Kampf! Six honneurs mit dem Strohmann und den Trick nicht bekommen, — verlor in Folge dessen auch den Robber! Unsere gute, taube Excellenz hatte wieder alle Handkarten! — Eine Hitze hier!“ — Er fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht. — „Du sollst ja dort hinten einen wahren Orangen- und Myrthenhain arrangirt haben — führe mich dahin, Achim, und gib mir eine caraffe frappée, bitte.“

Mit dem liebenswürdigsten Lächeln führte der Prinz den Oheim durch den Salon zurück dem Orte

zu, vor welchem ihm bangte, denn er vermuthete, daß dort hinter den Drangen ein Konflikt zum Austragen gekommen sein möchte, dem er sich entzogen.

Betow, das Monocle im Auge, hing sich an den Arm Wulbradt's und bemühte sich vergebens, von diesem eine Aufklärung über die „effarrirte“ Miene des Prinzen zu erlangen.

Die beiden hohen Herren traten in dem Augenblick hinter die Blumenwand, als Rose wiederholt die Hand der Prinzessin an ihre Lippen drückte.

Ein erleichternder Athemzug hob die Brust des Prinzen, als er — allerdings mit gewisser Bewunderung — die gerührte, fast zärtliche Miene der Prinzessin gewahrte; Rosens thränenfeuchter Blick ließ verschiedene Deutungen zu.

„O, o!“ rief der Großherzog heiter, „was gibt es denn hier? Unsere gütige Gastgeberin im Kriegsrath mit dem weiblichen Generalstab? Oder Rosen und Beilchen im traulichen Gefose um eine blasse Lilie? Apropos — Sie haben heute die Symbole vertauscht, meine Damen,“ fuhr der hohe Herr dann gütig scherzend fort, stuzte dabei offenbar einen Moment, als sein Auge das rosengekrönte Haupt der Elzinger überflog.

Diese hatte ihr stereotypes Lächeln wiedergefunden

und war neben die Kollegin getreten. Beide hatten den vollen Lichtschein der Kandelaber auf Gesicht und Schultern.

Bei ihrem Erscheinen war Fräulein von Elzinger heute öfter staunenden Augen begegnet und verstohlene Blicke in den Spiegel hatten sie überzeugt, daß der merkwürdig zarte Teint, welcher sie heute auszeichnete, im Verein mit den mattrothen Rosen wirklich einen überraschenden Effect hervorrief. Ihre Heiterkeit steigerte sich mit ihrer Genugthuung.

Dann waren einige Tänze, an denen sie lebhaft theilnahm, gefolgt, und mit steigender Befriedigung bemerkte sie, daß das Erstaunen bei ihrem Anblicke eher zu- als abnahm.

Beim Eintritt in den blumigen Schlupfwinkel war sie zu erregt gewesen, um von der günstigen Gelegenheit, die ihr der lichtstrahlende Trumeau zur Selbstbewunderung bot, profitiren zu können.

Eine kleine Wendung nach rechts würde ihr das jetzt ermöglicht haben, doch war sie viel zu fein geschult, um auch nur für einen Augenblick dem Großherzog das Profil zuzuwenden.

Die Taktik der Bewegung im Salon erfordert ebensoviel Studium und Gewandtheit als diejenige auf dem Schlachtfelde und mehr, denn den Rücken

decken und nach drei Seiten Front oder Face machen, um keinem der Höchsten und Allerhöchsten im Salon den Rücken zuzukehren, das will gemacht sein! In diesem Fall war es nicht zu schwer, denn die drei höchsten Persönlichkeiten bildeten, um das Bild festzuhalten, eine Phalanx.

Der Prinz vermied es, Rosen anzusehen, und so mußte sein Blick ebenfalls, wenn er nicht die Gemahlin in Verlegenheit bringen oder in's Grüne schweifen wollte, auf Fräulein von Elzinger fallen.

Auch in seinen Mienen leuchtete es auf, mit einem Lächeln spöttischer Ueberraschung trat er ihr näher und rief laut:

„Mein Gott, was fehlt Ihnen? — Sie blicken ja wie aus einem staubigen Spiegel heraus! Was ist denn mit Ihnen vorgegangen? Man könnte fast glauben, daß Sie zu Rübezahl's Hofdamen gehören, die in wenigen Stunden zusammenschrumpfen.“ Dabei hatte er sie an der Hand gefaßt und nach dem Spiegel umgewendet.

Ein Blick — ein Schrei — und Fräulein von Elzinger sank ohnmächtig in die Arme des Prinzen.

Was war geschehen?

Erklären konnte sich's Niemand, aber mit Verwunderung, Spott oder Entsetzen — je nach der Zu-

dividualität — nahmen es die Zuschauer wahr, daß Fräulein von Elzinger im wahren Sinne des Wortes schwärzlich angelaufen aussah an dem Nacken, den Armen, besonders dem Gesicht.

Der Schrei hatte die beiden Kavaliere aus dem nächsten Zimmer herbeigezogen — sonderbar, der sonst so gelassene Wulbradt zuckte unter dem Schrei ordentlich zusammen, ließ den Arm Petow's fahren und stürzte in schnellen Sprüngen an den Ort, von dem der Ton erklungen.

Hier bot sich seinen, wie den Augen des nachgeeilten Petow die wunderbarste Szene: Fräulein von Elzinger in den Armen des Prinzen Joachim, — ohnmächtig und schwarz geworden.

„Cholera — Pest!“ — das waren die ersten Gedanken, die aus dem schreckenstarren Hirn des Großherzogs sich schwerfällig über seine Lippen stahlen. Der Prinz, von dem Tragikomischen der Sache in erster Linie getroffen, ließ vor Entsetzen bei den geflüsterten Schreckensworten die Ohnmächtige beinahe fallen, und es bedurfte der Hülfe Wulbradt's und der Damen, um einen zweiten Unfall zu verhüten.

Petow stürzte nach einem Blick auf die sich immer tiefer Färbende fort nach einem Arzt, und

die fürstlichen Herren verließen, zu gleichem Zweck wahrscheinlich, schleunigst den Ort des Schreckens.

Wenige Minuten genügten, um in den Salons dumpfe Gerüchte von dem plötzlichen Erkranken der Dame zu verbreiten und den Hofarzt, welcher sich in der Gesellschaft befand, herbeizurufen.

Er beugte sich über die unter konvulsivischem Schluchzen Erwachende, prüfte den Puls und — richtete sich lächelnd auf.

„Bitte, meine Herrschaften, es ist durchaus keinerlei Gefahr vorhanden; es liegt hier nur — sehr klar und einfach — ein Toilettenunfall vor, eine unglückliche chemische Verbindung, welche die Zeit wieder lösen wird; ein kleines Mißverständnis wahrscheinlich der Kammerjungfer — sehr bedauerlich — die arme junge Dame — wird mehrere Wochen — das Zimmer hüten — das ist Alles — sonstige Folgen hat der Unfall durchaus nicht.“

Rose hatte auf Befehl der Prinzess aus deren Toilettenzimmer flüchtige Salze und dergleichen, sowie eine der Garderobefrauen ihrer Gebieterin geholt. Mit deren Hülfe und vom Arzte begleitet wurde Fräulein von Elzinger den vorhin bezeichneten Weg durch den gewissen dunklen Korridor nach ihren Gemächern geleitet, denselben Weg, für welchen ihre

Bosheit Rosen einen geheimnißvollen Talisman de-
diziert. Der Zauber hatte sich gerächt und war
verbalement auf ihr sitzen geblieben. Nicht immer
ist die Nemesis so gefällig.

Um den gütigen Leser zu orientiren und die
schöne Leserin zu warnen, erkläre ich hier gleich den
natürlichen Zusammenhang.

Fräulein von Elzinger, die bei zunehmender
Magerkeit auch eine Verschlechterung ihres Teints
zu beklagen fand, ließ sich aus einer namhaften
Schwefelquelle, um welche sich alljährlich jener Bruch-
theil des schönen Geschlechtes zu versammeln pflegt,
welcher noch schöner zu werden begehrt, jahraus
jahrein Sendungen in kleinen Krügen schicken, die
sie zum Waschen des Gesichtes, des Nackens und der
Arme gebrauchte. Es war dieß eine Art billiger,
konstanter Badekur. Da sie jedoch nicht ganz das
gewünschte Resultat erzielte oder das Unmögliche
beehrgeizte, so hatte sie sich außerdem auf den
Rath ihrer Jungfer aus Paris eine Crème kommen
lassen, „lilionèse, veloutée fée“, um augenblicklich
in den Wiederbesitz verloren gegangener Jugendreize
zu gelangen. Bedauerlicher Weise gehört nun bis
heute das Studium populärer Chemie nicht zu jenen
unentbehrlichen Kenntnissen, welche junge, gebildete

Damen komplet machen, wie zum Beispiel die Fingergymnastik auf dem Marterholz, gewöhnlich Pianino genannt — ich sage sehr thörichterweise — weil es den lieben jungen Damen eine Menge unangenehmer Ueberraschungen und falscher Verbindungen ersparen könnte.

Eine solche innige Verbindung, die nicht an und für sich, sondern nur des erwarteten Effekts wegen falsch gewesen, war nun der Schwefel mit dem in der Silionese enthaltenen Blei eingegangen, es war ein Amalgam entstanden, durch welches die Haut recht dauerhaft schwärzlich gefärbt wurde. Die Wärme in dem Ballsaal und die erhöhte innere Temperatur hatten den chemischen Vorgang beschleunigt und intensivirt.

Mittel zur Entfärbung gibt es nicht, doch stößt die gütige Natur selbst fortwährend den verbrauchten Stoff ab, von innen heraus sich ergänzend.

Unterstützung kann ihr in solchem Fall durch ein Absperren des Lichtes zu Theil werden, im Dunkeln erfolgt in zwei bis drei Wochen die erwünschte Metamorphose mit dem Stoffwechsel von selbst.

Der Arzt hatte den Großherzog wie den Prinzen orientirt und damit beruhigt, und bemühte sich, auch diejenigen Personen, welche einen unbestimmten, be-

unruhigenden Eindruck erhalten, mit der Nachricht zu beschwichtigen, daß nur eine kleine Congestion, hervorgerufen durch die Hitze im Ballsaal, Veranlassung zu abenteuerlichen Vermuthungen gegeben.

Nach einer Besprechung mit dem Arzte äußerte der Prinz mit leiser Ironie gegen diesen sein Bedauern, daß Fräulein von Elkingen dieses plötzlichen Unfalls wegen die Herrschaften nicht nach Berlin würde begleiten können, wie natürlich vorausgesetzt und bestimmt gewesen, und daß man nun die ungeübte und unerfahrene, zudem durch ihre Trauer noch maldisponirte jüngere Hofdame mitzunehmen gezwungen sei.

Er sprach dieß später auch ganz ungenirt gegen die Oberhofmeisterin Gräfin Keil aus, in Gegenwart Wulbradt's, es ihnen überlassend, ihr Bewußtsein zu corrigiren, wenn sie sich noch erinnern sollten, daß Seine Hoheit schon früher entschlossen gewesen, die jüngere Hofdame nach Berlin mitzunehmen.

Gräfin Keil zeigte bei dieser Gelegenheit wiederum ihre ganze höfische Gewandtheit, sie war sehr überrascht durch diese ganz unerwartete Konstellation. Wulbradt aber bewahrte seinen stoischen Gleichmuth, der dahingestellt sein ließ, ob er überhaupt jemals etwas verstand. Dießmal schien Gräfin Keil aber geneigt, ihn für äußerst schlau zu halten.

Selbstverständlich war Rose für den Ballabend des Dienstes nicht entlassen, sondern übte denselben doppelt, sich so weit als thunlich in der Nähe ihrer jungen Herrin haltend.

Als Bulbradt ihr beim Abschiede die Hand bot, begegnete ihm ein warmer, lieber Blick, der ihm einen ihm selbst kaum bewußten Druck vom Herzen nahm.

Es war ein dankbares Kinderlächeln, mit dem die junge Hofdame von ihm schied, und die leise geflüsterten, abgebrochenen Worte: „O, wie sehr hatten Sie Recht!“ gaben ihm viel zu denken.

Am Morgen nach diesem ereignißreichen Feste erhielt Rose einen überraschenden Besuch.

Sie hatte ihr Toilettenzimmer noch nicht verlassen, da wurde ihr Prinzess Amalie gemeldet.

Dunkel erglühend — sie wußte selbst nicht, was sie hiebei beklemmte — eilte sie der Gebieterin entgegen. Auch diese war befangen und blässer als je, sie bot Rosen indeß freundlich die Hand und äußerte laut im Eintreten:

„Ich war noch nie hier oben bei Ihnen, liebe Rose, lassen Sie mich doch sehen, wie es bei Ihnen aussieht.“

Dann sich rückwärts wendend, befahl sie dem

begleitenden Lakaien, vor dem Salon auf sie zu warten. Er zog die Thüre in's Schloß, und die beiden Damen waren allein.

Zerstreut und befangen blickte Prinzess Amalie sich in dem kleinen Salon um, mehr als sonst trat ihre linksche Unbeholfenheit zu Tage, auch fühlte sie sich offenbar durch irgend etwas innerlich abgezogen. Die Thüre zum Schlafzimmer öffnend und einen flüchtigen Blick hineinwerfend, fragte sie dann plötzlich:

„Sind wir hier unbelauscht?“

Rose stutzte.

„Ich will die jenseitige Thüre des Schlafzimmers abschließen, wenn Eure Hoheit es wünschen.“

„Ach, bitte, nein — es könnte auffallen.“

„Doch nicht, Eure Hoheit,“ beruhigte Rose die Aengstliche, „ich thue es öfter, wenn meine Jungfer abwesend ist, die jenen Eingang sonst benützt.“

„Nun, wenn Sie glauben, daß es nicht auffällig ist, so versichern Sie sich, daß von dort Niemand kommen kann, vor der Salonthüre befindet sich Lobenthal, der zuverlässigste meiner Lakaien, er wird uns andere Besucher abhalten.“

Rose verriegelte die besagte Thüre, schloß die zweite und nahm auf einen Wink der Prinzessin dieser gegenüber Platz hinter einigen Gewächsen und

Blattpflanzen, die vor dem Fenster einen Sitz umgaben.

In ängstlicher Spannung vergingen für Beide einige Sekunden. Die Prinzessin blickte, durch die hellen Wimpern blinzeln, in das Schneegestöber hinaus, ihr Athem ging schnell und unregelmäßig, und unter den Augen zeigten sich auf der milchweißen Haut rothe Flecken, wie innere Erregung sie hellen Blondinen zu bringen pflegt.

Endlich begann sie, ohne Rose anzublicken, stoßend:

„Wir gehen, wie Sie wissen, morgen oder übermorgen nach Berlin, Sie werden — mehrere Monate — allein den Dienst haben! Menschen und Verhältnisse werden — für uns Beide — dort gleich neu und fremd sein — es ist ja wohl natürlich, wenn wir uns vorher — ein wenig — verständigen, um unsere — das heißt, ich meine — Ihre Stellung — in keiner Weise zu gefährden. Man hat Ihnen — gestern — ein Unrecht zugefügt — nicht nur gestern — vielleicht — schon — öfter.“

„Nicht doch, Eure Hoheit,“ erwiderte Rose erschrocken abwehrend. „Sie ist ja so hart bestraft und wußte wohl selbst kaum, was sie that.“

„Sie sind ein Kind, Rose,“ fuhr die Prinzessin gesammelter fort, „nicht an Jahren — ich bin ja nur

um wenige älter, aber — am Herzen, ein Kind mit — vielleicht thörichtem Herzen, aber — ich kann mir nicht helfen — trotz Allem, was man mir sagt und mir selber scheinen möchte“ — sie wandte sich mit einem sanften, sie unendlich verschönernden Lächeln ihrer Hofdame zu, der sie die Hand reichte — „ich glaube an Ihr Herz; nicht wahr — Sie werden meinen Glauben nicht scheitern lassen? — ich habe — nicht viel zu verlieren.“

Ihre Lippen zitterten, und Rose neigte sich in zärtlicher Demuth über die Hand, um so stummberedt ihre innige Ergebenheit und Theilnahme auszudrücken.

In träumerischer, weicher Weise fuhr die Prinzessin fort:

„Ich weiß nicht, — ob man sein nennen darf, — was man nie besessen, wenn man gleich das gültigste Recht auf diesen Besitz hat. — Sie würden mich also vielleicht — nicht einmal berauben — wenn Sie einen Platz einnehmen, der — eben — leer — war —“

Sie stockte, ihr Blick wanderte hinaus, verlor sich in den wirbelnden Flocken vor dem Fenster.

„Wovon sprechen Eure Hoheit, was meinen Sie?“ fragte Rose erstaunt und erschrocken.

Da sammelte sich der träumerisch irrende Blick und voll und fest richteten sich die Augen der Prinzessin auf ihre Dame.

Es war, als ob sich unter diesem sekundenlangen Anschauen etwas in ihr verwandelte oder vollzog — der Blick wurde hart und die Stimme entsprach ihm, als sie kurz antwortete:

„Wenn Sie es denn nicht anders wollen — ich glaube nicht nöthig zu haben, mich deutlicher auszudrücken. Man lehrt mich, eine Feindin in Ihnen zu sehen, die sich in das Herz meines Mannes drängt!“

Es war bezeichnend, daß Prinzess Amalie in diesem Augenblick unwillkürlich von ihrem „Manne“ sprach, den sie sonst nur den „Prinzen“ zu nennen gewohnt war.

Rose war bei den harten Worten mit einem Schrei der Angst vor der Gebieterin niedergesunken.

„Zuviel — zuviel — das ist entsetzlich! Lassen Sie mich fort — Hoheit — ich beschwöre Sie — irgendwohin — nur fort von hier. — Das Alles erdrückt mich — o seien Sie gütig, meine theure Prinzessin — helfen Sie mir fort — heute — gleich!“

Hatte die naive Frage vorhin das beleidigte Weib in ihr geweckt, so fühlte die Prinzessin bei

diesem Ausbruch der Verzweiflung das furchtsame in sich wieder erwachen.

„Um Gottes willen — ruhig — mäßigen Sie sich!“ mahnte sie erschrocken. „So geht das nicht — Sie verderben mit Ihrer Heftigkeit Alles — Sie beschwören einen Skandal herauf!“

Rose schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Sie wissen nicht, wie es in mir aussieht, wie die Angst mich verfolgt — wie unglücklich ich mich hier fühle. — Dieß ist das Letzte — auch Sie — auch Sie —“

Sie barg das Haupt im Schooß der Prinzess, die ihr beschwichtigend, ängstlich nach der Salonthür lauschend, zuredete:

„Hören Sie mich an, Rose — ich kam — als Ihre Freundin, um — zu helfen — uns Beiden und — und — ihm! Nehmen Sie doch Vernunft an — bedenken Sie, ob ich das gethan haben würde, wenn ich nicht ein volles Vertrauen in Ihre Ehrenhaftigkeit und — Geistesstärke setzte?“

Sie hob das gebeugte Haupt des jungen Mädchens empor und wurde von dem trostlosen Blick so getroffen, daß sie es unwillkürlich lieblosend an sich zog.

Rose schluchzte in höchster Aufregung:

„Ich bin nicht stark — Hoheit! — Die Unschuld gibt keine Stärke — ich — fürchte mich — vor — all' — den Menschen, die mir so — wehe thun — ich verstehe sie und die Welt um mich her nicht mehr, finde mich nirgend zurecht. — O, sagen Sie mir — was that ich Böses — worin fehlte ich — was soll ich thun — was lassen — wem glauben? — O mein Gott! Welch' glückliches, frohherziges Geschöpf war ich! — Alle Menschen waren meine Freunde — die Welt schien mir ein Paradies, — seit Papa mich verlassen, ist sie mir zur Hölle geworden, überall Abgründe, Feinde, Gefahr — die Angst erstickt mich!“

„Sie erblicken Gespenster,“ unterbrach Prinzess Amalie mit wehmüthigem Lächeln die Erregte, „so schlimm sieht es um Sie her nicht aus! Es ist die alte, uralte Welt — seit des ersten Herrschers Zeiten, der einen Hofkreis um sich schuf, dieselbe! — nicht so paradiesisch, als sie Ihnen anfangs erschien — aber — auch nicht so schwarz, als sie Ihnen jetzt erscheint. Sie traten mit kindlichen Vorstellungen und mit naiver Harmlosigkeit in dieselbe ein. Zum Theil entzückte diese, meistens glaubte man nicht an sie, ließ sie aber gelten — eine Zeitlang — etwa wie eine amüsante Spielerei. Dann aber fränkte

man sie — denn sie hatte kein Recht zum Bestehen, keinen Boden hier und bringt Gefahr. Fassen Sie Muth, dieser Gefahr an einer Stelle nur in die Augen zu sehen, und Sie werden geheilt sein — von einigen Illusionen, aber auch von jenen kindischen Schrecken.“

Die Prinzessin hielt inne, Rose nahm auf einem Schemel zu ihren Füßen Platz und sah demüthig und hülfeseisend zu der jungen Fürstin auf, die, sonst so unselbstständig und schüchtern, heute mit einer Art von müder Weisheit sprach, als ob sie bereits die Erfahrung eines Menschenalters besäße.

„Um gleich den Kern zu treffen, Rose,“ begann sie wieder. „Haben Sie wirklich nicht geahnt, daß der Prinz für Sie ein innigeres —“

„O, bitte — sprechen Sie das nicht aus!“ rief Rose, von Neuem entsetzt, das Antlitz in den Händen verbergend.

„Rose — eine ehrliche Antwort — und mein Wort darauf, daß ich von Ihrer Herzensreinheit überzeugt bin: Ist dieß das Entsetzen einer ersten Ueerraschung? Warf ich das erste Licht in Ihre Seele?“

Das Zartgefühl des jungen Mädchens litt unfählich unter der auferlegten Qual. Schamerglüht stammelte sie:

„Nein — Gräfin Lory — früher, am Weihnachtsabende —“

„Sie haben jedoch, dünkt mir, gerade nach jenem Abend besonders viel und vertraulich mit uns — mit dem Prinzen verkehrt?“

Stockend, als ob sich jedes Wort nur schwer aus dem Innern löste, antwortete Rose:

„Damals — glaubte ich — nur einen Blick gethan zu haben in den Abgrund der Bosheit und Verleumdung, der sich plötzlich vor mir öffnete! Wie an mich selbst — glaubte ich — an — an — die Ehre — jenes Besten, Edelsten, den man beschimpfte. Zu einer herrlichen Mission sah ich mich dann erlesen — mochte niederer Argwohn lauern — er mußte ja weichen vor der überzeugenden Wahrheit — wie die Nebeldünste vor der Sonne zerfließen! Litt ich auch eine kurze Zeit unter bösem Schein — was lag daran — ich durfte ja zu dem Glücke der Geliebtesten beitragen!“

„Das war die Zeit, in der wir zu Dreien friedliche Tage verlebten, und der Prinz auch gegen mich liebevoll war wie nie zuvor,“ fiel die Prinzessin ein — „nun — und dann?“

Gebeugten Hauptes und mit erstickter Stimme flüsterte Rose:

„Dann — o nichts — dann habe ich nur — den Glauben an meine Mission verloren — und mit ihm — auch den Muth.“

Nach einer kleinen Pause fragte die Prinzessin:

„Seit wann?“

„Seit gestern Abend,“ antwortete Rose leise.

„Und darum trafen wir Sie hinter den Blumen — so verstört?“

Die Hofdame senkte den Kopf tiefer und berührte mit ihren Lippen die Hand der Prinzessin, welche sie fest in den ihren hielt.

„Nun — genug davon, Rose,“ die Stimme der jungen Fürstin klang ganz ruhig — „nehmen wir die ganze Angelegenheit nicht tragischer als sie ist, und kommen wir auf den Zweck meines Besuchs zurück: eine Verständigung zwischen uns Beiden, damit wir dem Berliner Hof kein Schauspiel bieten.“

Das junge Mädchen blickte überrascht und bestürzt auf.

Es war, ihrem sittlichen Empfinden nach, etwas so Zerstörendes über sie hereingebrochen, daß es ihr unmöglich erschien, in das bisherige Geleise ihres Daseins zurückkehren zu können.

Prinzeß Amalie, trotz ihres instinktiven Scharfblicks, erkannte die edlen Eigenschaften ihrer jungen

Hofdame doch nur insoweit, als diese auf ihr eigenes Dasein von Einfluß und Werth waren; obgleich eine durchaus wahre, gerade Natur, hatte sie von dem Egoismus, der die Lebenslust der Höfe ist, doch so viel eingesogen, daß sie keinen Augenblick in Erwägung zog, inwiefern das Glück und der Friede Rosens hier in Frage gestellt werden könnten.

Es war ein großes, edles Vertrauen, welches sie in ihre Dame setzte, doch lag ihr die Frage fern, ob dieß Vertrauen ein Opfer heiße; freilich stand sie selbst auf dem Rechtsboden. Ohne daher die qualvolle Verwirrung ihrer Zuhörerin zu beachten, fuhr Prinzess Amalie ruhig fort:

„Der Prinz hat die Frauen bisher wenig beachtet oder gering geachtet, und Sie haben sich in Ihrer naiven Anmuth seiner Phantasie bemächtigt, haben ihm vielleicht einen Sinn erschlossen, der ihm fehlte. Das abgeschliffene Wesen einer Lory würde ihm nie Eindruck machen, er ist an diese Art Frauen von Jugend auf gewöhnt, mit ihnen kokettirt er. Wir Beide — Sie und ich — werden nun Hand in Hand, wie zwei gute, treue Freundinnen, jeder weiteren Verwirrung seinerseits vorbeugen können. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, liebe Rose! Von heute ab wird weder eine Sizinger, noch eine Keil mehr

zwischen uns stehen, wir Beide werden uns ohne viele Worte verstehen, und ich freue mich ganz besonders auf den Aufenthalt in Berlin, weil er uns diese Wandlung erleichtern wird. Sie werden sich uns zuliebe ein wenig der allgemeinen Schablone anpassen, nach außen nur die taktvolle Hofdame sein, die auch dem Prinzen gegenüber ihre feste, selbstbewußte Stellung einnimmt, ohne irgend welche illusorische Schwankungen. In allen Fragen des Ceremoniells wird die Gräfin Reil unserer Unerfahrenheit zu Hülfe kommen, im Uebrigen jedoch ziehen Sie weder diese Dame noch sonst Jemanden in Ihr Vertrauen als mich, die für Sie stets ein offenes Ohr und Herz haben wird.“

Nach und nach war Rose fieberhaft erglüht.

„Sie sind unendlich großmüthig, Hoheit, und ich bin Ihnen von Grund meines armen Herzens dankbar, doch — ich habe es nach und nach einsehen gelernt, — ich gehöre nicht hieher! Kein Wort will ich von meinem Glück und Wohlbehagen sprechen, — aber — ich fühle ja, daß ich überall anstoße und meine Stellung nicht gut ausfülle — lassen Sie mich gehen — ich bin der Aufgabe nicht gewachsen, fühle mich auch körperlich nicht so stark als früher, lassen Sie mich fort, Hoheit!“

„Fort! Wohin denn?“ fragte mit einem leisen Anflug von Ungeduld die kleine Prinzessin.

„Ach!“ seufzte Rose mit einem Blick, als ob sich ihr in der Perspektive ein Paradies öffnete, „zu Onkel Kolf, nach Hause.“

Prinzessin Amalie schüttelte den Kopf.

„Rose, Rose, was sind das für unreife Gedanken! Ihr Vormund ist, so viel ich weiß, ein junger, unverheiratheter Mann. Unter welcher Form wollen Sie bei ihm Zuflucht finden? Ein home kann er Ihnen nur mit seiner Hand bieten, und das müßten Sie doch zum wenigsten abwarten.“

Die Scham trieb heiße Blutwellen in Rosens Gesicht. Wie kindisch kam sie sich dieser kleinen Frau gegenüber vor! Wie verlegend schien ihr die nackte, kühle Wahrheit aus ihrem Munde!

„Wie die Sachen eben liegen, würde ein Rücktritt Ihrerseits ein sehr unkluger Schritt sein,“ fuhr Prinzessin Amalie nach kurzer Pause fort. „Es müßte dieß gerechtes Aufsehen erregen und Ihrem Rufe nachdrücklich schaden. Außerdem — die Reise steht vor der Thür — die Elzinger ist noch für Wochen an ihr dunkles Zimmer gefesselt, es würde kein anderer Vorwand als der einer plötzlichen ernstesten Krankheit glaubhaft erscheinen, um Sie zurück-

zulassen. Und endlich — Sie würden mir, gerade für Berlin, unter all' den fremden Menschen, sehr nöthig sein!“

„Was kann Ihnen an mir liegen, Hoheit?“

Mit einer schüchternen, unendlich liebenswürdigen Bewegung schlang Prinzess Amalie den Arm um den Nacken Rosens und flüsterte ihr zu:

„Ich weiß, daß meine sogenannte Nebenbuhlerin ein uneigennütziges, reines Herz besitzt, welches mir treu und ergeben ist, auf das ich bauen kann! Ich habe dieses gute Herz eigentlich nie verkannt, seit heute aber — innig liebgewonnen!“

In dankbarer Aufwallung erwiderte Rose die Umarmung und fügte sich gerührt den Anforderungen ihrer Herrin.

So wenig sich die junge Hofdame der Sklaverei bewußt war, in welche sie ihre Seele begab, so wenig ahnte Prinzessin Amalie, daß auch in ihr ein wenig von dem Vollbewußtsein kleiner Größen vorhanden war, welches annimmt, daß es ihretwegen auch andere Sterbliche geben muß.

Tags darauf verließ der Hof des Prinzen Joachim mit einem großen „Train“ die kleine Residenz. Im Gefolge befanden sich außer der Oberhofmeisterin, Gräfin Keil, und dem Freifräulein vom Haff auch

noch der Oberstallmeister des Großherzogs, Graf von Betow, im letzten Augenblick als dienstthuender Cavalier der Prinzessin Amalie durch den Großherzog zuertheilt, weil Herr von Nordeck wegen plötzlicher schwerer Erkrankung seiner Frau um Urlaub gebeten hatte. Den Prinzen Joachim begleitete außerdem Herr von Wulbradt als persönlicher Adjutant.

Siebentes Kapitel.

Im Portal Nummer vier des königlichen Schlosses zu Berlin hielt eine königliche Equipage. Starcker Zugwind trieb die nassen Schneeflocken dem Kutscher in das Gesicht, ungeduldig schlug hin und wieder ein Pferdehuf das Pflaster. Vor wenigen Stunden hatte eine Reihe solcher Equipagen die königlichen Gäste aus K. in das Schloß geführt.

Ein Familiendiner versammelte die hohen und höchsten Herrschaften, die Hofstaaten blieben für diesen Abend sich selbst überlassen.

In Mütze und Paletot erschien die Gestalt eines uns wohl Bekannten unter den Säulen des hell-erleuchteten Portals. Es ist der Adjutant des Prinzen Joachim, Herr von Wulbradt.

Nach einem flüchtigen Blick auf die seitwärts haltende Equipage wendete er sich dem Schloßplatz zu, zog die Mütze tiefer in die Stirn und war im Begriff, in das Wetter hinauszutreten.

„He, Wulbradt, wo wollen Sie hin?“ ertönte eine laute Stimme, zugleich mit dem Rasseln der vorfahrenden Equipage hinter ihm.

Im Gaslicht präsentirte sich die glänzende Figur des Grafen Petow, der mit einer einladenden Bewegung nach dem Wagen hinwies.

„Ich gehe in's Kasino,“ gab der Offizier mit kurzem Gruß zur Antwort, ohne von jener Einladung Notiz zu nehmen.

„Da haben wir den gleichen Weg — fahren Sie mit!“

Nach einem flüchtigen Blick der Ueberraschung folgte Wulbradt dem selbstbewußten Grafen in sein Coupé.

Während sich dieses in Bewegung setzte, wendete sich der Adjutant mit der lakonischen Frage an seinen Gefährten:

„Sind Sie Mitglied?“

„Bewahre! Wie sollte ich wohl, selten wie ich herkomme,“ war die nachlässige Antwort; „doch besuchte ich jedesmal bei meinem Aufenthalt in Berlin auch das Kasino, und ich glaube auch diesen ungemüthlichen ersten Abend nicht besser unterbringen zu können als dort, wo ich sicherlich Bekannte finden werde und mich in der dießjährigen Gesellschaft so gleich etwas orientiren kann.“

„Wie gedachten Sie denn eigentlich hineinzu-
kommen?“ fragte Wulbradt weiter.

„Nun, vermuthlich auf nicht ungewöhnlichem
Wege — durch die Thür,“ lachte Petow.

„In meiner Begleitung sicherlich, sonst aber
könnte das vielleicht anzuzweifeln sein. Wenn Sie
bei Ihren früheren Besuchen keine Aufenthaltskarte
besessen haben, so sind Sie der jedesmalige Gast
eines der Mitglieder gewesen und haben diesen Um-
stand übersehen. Dieser Klub ist eine geschlossene
Gesellschaft, zu welcher Ihnen weder die Hofcharge,
noch Ihr Erachat die Pforten öffnen würde; wenn
Sie mir aber die Ehre erweisen wollen, mein Gast
heute Abend zu sein, so wollen wir beim Aussteigen
die Rollen tauschen, ich werde Sie von da ab
chaperonniren.“

Nach einem kleinen Moment des Stuhens ent-
gegnete Petow lachend:

„Nun, meinethwegen als Ihr Gast, was die
Sache ja nur angenehmer macht. Uebrigens habe
ich wirklich keine Ahnung von dieser Exklusivität ge-
habt. Ich hielt diesen sehr konvenablen Ort unter
den Linden einfach für einen Versammlungsort der
besseren Gesellschaft, um die Zeit in anständiger
Weise todzuschlagen. Nach Ihrer gütigen Belehrung

werde ich von nun an diese heiligen Hallen nicht anders betreten, als von meines Nichts durchbohrendem Gefühle einerseits und dem Respekt andererseits erfüllt, welchen der Klubist als solcher zu fordern berechtigt ist.“

Nach dieser etwas gewaltsamen Floskel, die Wulbradt nicht beantwortete, herrschte Schweigen auf dem kurzen Wege zum Kasino. Im Garderobezimmer fanden sie den Haushofmeister, welcher Wulbradt auf Befragen über die Anwesenheit dieses oder jenes Bekannten orientirte.

Nach kurzer Verabredung durchschritten beide Ankömmlinge die eleganten, mit Luxus und Confort ausgestatteten Räume, um den Billardsalon aufzusuchen.

Sie waren mit stummem Gruß an den wenigen Bekannten vorübergegangen und trafen vor dem Billardsalon einen jungen Herrn, der halb liegend durch ein Monocle die Eintretenden fixirte und ihnen ungenirt in das Gesicht gähnte.

Es war eine lange, nachlässige Gestalt mit glatten dunklen Haaren und fleckigem Gesicht, dünnem Bärtchen, schmalen Lippen und blasirtem Ausdruck. Auch in der Kleidung markirte sich ein achtloses Sichgehenlassen, er trug ein sogenanntes Bummelerkostüm, Jaquet und Pantalons von farrirtem Stoff. Ohne

ihn zu beachten, gingen die Beiden an ihm vorüber und traten in den Billardsalon. Bulbradt wurde von allen Seiten willkommen geheißen, er machte seinen Gast bekannt und befand sich bald unter den Kameraden wie in einem Familienkreis.

Es fiel Petow auf, daß der zugeknöpfte Adjutant hier ein ganz Anderer schien, als am Hofe zu K. Er gab sich offen und ungezwungen, herzlich und warm, als ob er endlich seine Atmosphäre gefunden.

Petow betrachtete ihn verwundert.

Nach den ersten lebhaften Fragen und Antworten fragte Bulbradt die Kameraden:

„Sagt mir, was in aller Welt ist denn das für ein Kaffer, der sich dort auf dem Sopha umherwälzt?“

Einer der Offiziere antwortete:

„Es ist ein Attaché der B.'schen Gesandtschaft, ein Chevalier Tesca. Ihnen also auch schon wegen Mangel an Manier aufgefallen?“

„Ein unausstehlicher Flapps, der uns Alle ernüchert, sich Keinem vorstellen läßt und aussieht wie das personifizierte Mißvergnügen,“ fuhr ein anderer der Herren fort.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und der Besprochene trat ein, sah sich einen Augenblick um, ging dann auf Petow zu und redete ihn an:

„Erkennen mich nicht — ging mir vorhin beinahe ebenso — sind furchtbar dick geworden, was Sie bei mir als Entschuldigung nicht vorschützen können — haha — scheußliches Loch, diese Metropole — langweilig zum Auswachsen! Was führt Sie denn her?“

Petow's Blick tarirte während dieser Anrede den Karrirten. Nach der Kritik von vorhin, welcher die Haltung und Manier des sich ihm so plötzlich Aufdrängenden genugsam entsprach, war Petow wenig erbaut von der Erneuerung dieser Bekanntschaft, der er sich übrigens schon vorhin bei Nennung des Namens erinnert hatte. Vor einigen Jahren war er mit diesem Herrn in Norderney zusammengetroffen, wohin sich der Großherzog mit Prinz Joachim zur Brautschau begeben, bei der sich Graf Petow im Gefolge befunden hatte.

Die Begrüßung seitens des Letzteren war ziemlich kühl, er erklärte kurz die Veranlassung seines zeitweiligen Aufenthaltes in Berlin.

Der Attaché behielt seine vertrauliche Haltung: die eine Hand hinter die Weste gesteckt, mit der andern den kleinen schwarzen Schnurrbart drehend, den Kopf vorgebeugt, so daß eine der langen, öligglänzenden Haarsträhnen ihm über die Stirn fiel, begann er mit moquant überlegenem Lächeln:

„Wie hat sich denn das grüne Gänsehen entwickelt, welches sich Prinz Achim damals von dem kleinen Hühnerhof holte? Bei allem Respekt vor dem Mammon — es gehörte aber wahrhaftig Courage dazu —“

„Von wem sprechen Sie — wenn ich fragen darf?“ unterbrach Graf Petow die näselnde Rede in warnendem Ton.

Ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen, fuhr der Andere aus derselben Tonart fort:

„Spielen Sie sich doch nicht auf den sittlich entrüsteten Hofkavalier, Sie waren damals gerade so viel, und wir haben trotzdem manch' schlechten Witz auf Kosten dieses Brautpaares gerissen! Es müßte denn aus diesem Gänsehen ein Schwan geworden sein und Sie Lust verspüren, die alte Geschichte von der Leda in umgekehrter Weise wieder aufzuwärmen, dann à la bonheur —“

Während dieser unverschämten Rede, die offenbar nichts weiter als eine Familiarität enthalten sollte, fühlte Graf Petow die Blicke der Anwesenden auf sich gerichtet und das Blut stieg ihm bis unter das zierlich gestutzte Lockentoupet.

Mochte Herr von Tesca in seiner sichern Unverschämtheit immerhin den sonst zwischen ihnen üblichen

Ton angeschlagen haben, hier paßte dieser Ton dem Grafen nicht. Er richtete sich daher zu seiner ganzen Höhe empor und ließ auch die Stimme an dieser Entfaltung von Würde theilnehmen, indem er antwortete:

„Ich lasse es dahingestellt, was ich jemals gesagt oder auch nicht gesagt haben mag, jetzt bin ich jedenfalls der begleitende Cavalier Ihrer Hoheit der Prinzessin Amalie von K. und muß Sie ersuchen, sich daran zu erinnern.“

Der Attaché hob den Kopf und schob mit der Hand die Haarsträhnen zurück, ohne seine übrige Haltung wesentlich zu verändern.

„Mein Gott, bester Graf, welch' ein Ueberfluß von Feierlichkeit! Natürlich tout à vos ordres, Umstände verändern die Ansichten! Von heute ab schwärme ich für fahle Blondinen, wenn Sie es wünschen! Kommen Sie heute Abend zur Fürstin K., ein famosser kleiner Salon, um die Elite der Saison kennen zu lernen.“

„Ich sagte schon, daß wir vor einigen Stunden erst angekommen sind, morgen werde ich meine Karten herumschicken.“

„Thut nichts, lieber Graf, die Fürstin ist meine Landsmännin und spezielle Gönnerin, ich führe Sie ein —“

Petow lehnte diese Gunst dankend ab und verließ diesen ersten Bekannten, den er in Berlin wiedergefunden, ziemlich brüsk.

Herr von Tesca nahm keine Notiz davon, schlenderte nachlässig nach dem zweiten unbefetzten Billard, zerrte an dem geblühten Hemdkragen, betrachtete seine glänzenden Fingernägel, gähnte und verschwand aus dem Salon.

Es befand sich in demselben außer Petow nur noch ein intimer Kreis von Offizieren. Wulbradt war der Erste, der seiner Entrüstung Worte gab.

„Aber sagt mir — wie ist es möglich, einen so unmanierlichen Patron hier zu dulden?“

Der Regimentskamerad, an den Wulbradt sich speziell wandte, zuckte mit den Achseln.

„Es kannte ihn Niemand hier, und der Gesandte führte ihn ein. Auf sein unangenehmes Neußere hin konnte ihm doch die geforderte Aufenthaltskarte nicht verweigert werden. In zwei Tagen läuft diese Frist ab und Du wirst Gelegenheit haben, beim Ballottement Deiner Abneigung Ausdruck zu geben. Sein Schicksal unterliegt in dieser Beziehung wohl keiner Frage, ich glaube, daß keine Kugel im contra fehlen wird.“

Ein Wort über die Art und Weise des Ballotte-

ments: Im Vorzimmer, welches jeder Eintretende passiren muß, wird an entsprechender Stelle eine verdeckte Urne aufgestellt, die zwei Abtheilungen in sich schließt: pro und contra, und mit Rang und Namen der Person, über deren Aufnahme abgestimmt werden soll, versehen ist. Ein Cylinder, vorne an der Urne angebracht, verbirgt die Hand Dessen, der mit einer kleinen schwarzen Kugel seine Meinung abgibt. Niemand erfährt so, wie das jedesmalige Mitglied entschieden hat. Außer einer jene Kugeln enthaltenden Schale liegt ein Bogen Papier neben der Urne, auf welchem der Ballottirende seinen Namen niederschreibt. Namen und Kugeln müssen in Uebereinstimmung sein, wenn das Ballottement in Kraft treten soll. Ein kleiner Bruchtheil verneinender Stimmen schließt den Betreffenden für alle Zeiten aus.

Graf Petow schien sich als Veranlassung zu dem dießfalligen Behmgericht zu betrachten und glaubte zu einem versöhnenden Wort verpflichtet zu sein.

„Sollten Sie nicht geneigt sein, meine Herren, in diesem Falle einige Nachsicht zu üben? Vielleicht aus Rücksicht für den Gesandten oder wegen der Jugend des Herrn von Tesca? Man stößt ja bei diesen jüngeren Gesandtschaftsmitgliedern meistens auf ein gewisses Sichgehenlassen, eine kleine Négligence.

Diese Herren haben gewöhnlich Stellung und Ansehen erlangt, ehe sie völlig reif sind, ich glaube aber, daß ihnen hier die beste Gelegenheit würde, bessere Sitte kennen zu lernen. Ein wenig Schuld trägt die Liebenswürdigkeit der Damen an ihren Unarten, weil diese gern die Ausländer bevorzugen und sie verwöhnen, je wunderlicher sie sich geberden.“

„Das mag wohl sein,“ entgegnete Wulbradt ruhig, „ich erkenne dieses Faktum als einen Schaden in der Gesellschaft an, indeß kann dieser Klub, oder ein anderer derartiger, keine Erziehungsanstalt für verwahrloste Ausländer sein, wenn gleich er immerhin erziehend auf die Handhabung gewisser Angelegenheiten im Auslande wirkt, das vorsichtiger in der Auswahl sein wird, die es uns zusendet. Es wäre für reiche Familien ein sehr bequemes Auskunftsmittel, in dieser Weise ihre ungeleckten Bären von dem vornehmen Publikum erziehen zu lassen.“

„Im vergangenen Jahre erlebten wir hier ein paar eklatante Beispiele,“ fügte einer der Herren hinzu, „es wurde nämlich die ganze S.'sche Gesandtschaft mit allen ihren Gliedern hier ausballottirt und die Folge war, daß man uns in diesem Jahre mit wirklich erlesenen, charmanten Leuten bedacht hat, die zu unseren beliebtesten und geachtetsten Klub-

mitgliedern zählen. Der zweite Fall ist folgender: Zur N.'schen Gesandtschaft gehörte ein Herr von Bevermann, einer jener vorhin bezeichneten, un-erzogenen, arroganten Schlingel aus einer vornehmen Patrizierfamilie. Bei einem der Hoffeste im weißen Saal wendete sich der König in seiner leutseligen Weise an diesen jungen Attaché mit der Frage:

„Comment trouvez-vous cette salle?“

„Der junge Herr war so wenig à la hauteur der Situation, daß er, mit der Miene eines blasirten Kritikers sich umschauend, erwiderte:

„Je la trouve bien belle, mais mal éclairée!“

„Am nächsten Tage war Herr von Bevermann auf dem Wege nach der Heimat. Der König hatte ihm den Rücken gewandt und die Anekdote dem Gesandten mitgetheilt. Das Rührende an der Sache ist aber, daß der junge Herr keine Ahnung von seinem faux pas hatte.“

„Sagen Sie lieber ‚das Bezeichnende,“ forrigirte Bulbradt. „Ich kann mir die Gestalt dieses Chevalier von Tesca als Verzierung eines Galafestes schlechterdings auch nicht denken.“

Der Eintritt neuer Gäste machte dem Thema ein Ende und brachte vielseitige Anregungen aus den verschiedenartigen Elementen, die sich hier zusammen-

fanden. Es herrschte bei aller Rang-, Alters- und Nationalitätsverschiedenheit ein so zwangloses, natürlich sich gestaltendes Umgangsleben, wie es nur die festen Formen feiner Sitte erzeugen, innerhalb welcher sich ein Jeder frei und sicher bewegt. Petow machte die Entdeckung, daß hier die Erklärung für Wulbradt's Verwandlung zu suchen sei. Wo das Edelste gepflegt wird, bleibt Jedem das Seine gewahrt; Kriecherei nach oben, Ueberhebung nach unten und die sich dazwischen erhebenden Bucherpflanzen der Lüge, Intrigue &c. bleiben fern.

Nach Schluß der Theater fand eine neue Einwanderung statt und noch etwas später erschienen die letzten Nachzügler aus den Routs, welche Viele nur passiren, um sich gezeigt zu haben und für die überstandene kleine Qual sich nun mit einem Souper unter Freunden selbst belohnen.

In den Gesellschaftsräumen wurde Thee verabreicht; wer soupiren wollte, mußte sich in den großen Speisesaal begeben, welcher in der Art der Bedienung und Ausstattung wohl an ein vornehmes Privathaus, aber durchaus an kein Hotel oder Restaurant erinnerte. — Nach Mitternacht trat mit einem Theil der russischen Gesandtschaft eine uns bereits vorgestellte Persönlichkeit, Fürst Scherikoff, ein.

Wulbradt saß mit seinem Gaste vor den Ruinen eines kopirösen Souper, welches nach der langen Eisenbahnfahrt den Herren Bedürfniß gewesen. Kaum erblickte sie der Fürst, als er mit gewohnter Lebhaftigkeit auf sie zukam.

„Ah, quel plaisir de vous voir!“

Man tauschte Fragen und Gegenfragen aus, und die beiden deutschen Herren erfuhren, daß Fürst Scherikoff sich auf der Rückreise nach Rußland befinde, da er für das nächste Halbjahr im Dienste abgelöst worden sei, daß er nur einen kurzen Aufenthalt in Berlin zu nehmen gedenke und in den nächsten Tagen die Weiterreise antreten wolle.

Als er jedoch erfuhr, daß der Hof des Prinzen Joachim für die Karnevalsdauer in Berlin etablirt und „la belle Rose“ anwesend sei, da erklärte er, durchaus keine Gile zu haben und à l'honneur der „braunen Goldaugen“ dieser Schönsten der Schönen ein Stückchen Karneval mitmachen zu wollen.

„Oh messieurs! Si j'avais encore trente ans, la belle chance! Ich würde sie Jedem streitig machen, cette rose ravissante! Nehmen Sie sich in Acht, daß man sie Ihnen nicht hier behält. Oh cet éclat de beauté et de fraîcheur! Je vous assure, das wird hier Senjation erregen!“

„Von dieser naiven Frische, die Sie so bezauberte, mein Fürst, ist wenig mehr vorhanden,“ erwiderte Petow spöttlich lächelnd, „es scheint, daß sie sich schnell verbraucht hat oder — um mich poetisch auszudrücken: über Nacht ist Mehlthau auf die Blüte gefallen.“

Der Fürst blickte überrascht auf und Wulbradt sagte ernst:

„Das Fräulein vom Haff hat in diesem Winter ihren Vater verloren —“

In den kleinen schwarzen Augen des Russen schimmerte eine zarte Theilnahme, er erkundigte sich sehr eingehend nach dem schmerzlichen Vorfall und wiederholte oft: „Pauvre enfant! Das arme Kind! Ohne Eltern, ohne Blutsverwandte, so exponirt, so jung und unschuldig!“

Petow warf ironische Blicke auf seine beiden Nachbarn. Er hatte etwas reichlich den vor ihm stehenden Sorten zugesprochen und deßhalb momentan der Wulbradt gegenüber meistens bewahrten Vorsicht vergessen. „Ich hätte in Ihnen gar nicht eine so sentimentale Ader vermuthet!“ begann er mit cynischem Lächeln. „Trösten Sie sich übrigens, mon prince, für all' die angeführten Verluste hat sich bereits Ersatz gefunden — ich versichere Sie, das

Herz der belle Rose ist dabei nicht zu kurz gekommen.“

Ohne die Phrase zu beantworten, betrachtete der gutmüthige Fürst sein vis-à-vis einige Sekunden nachdenklich, während Wulbradt's Antlitz sich langsam zu färben begann. Dann hob Fürst Scherikoff sein Glas und sagte ruhig:

„Ich finde Sie in Ihrer Stimmung verändert, Graf Petow, und erinnere mich recht wohl, daß Sie damals in K. als cavalier par excellence auch einer der eifrigsten Verehrer der Baroneß waren.“

Petow neigte das wohlfrisirte Haupt.

„O, meine Verehrung ist natürlich ganz dieselbe geblieben, aber Sie wissen, daß beim Streben nach demselben Ziel immer nur Einer das Kleinod ergreifen kann, und da wurde mir die Konkurrenz als Höfling par excellence, wie Sie sich auszudrücken beliebten, unmöglich. Sie wissen: Après vous, monseigneur, ist unsere Parole.“

Das Auge des Adjutanten hatte ernst und fest auf dem Grafen geruht, und die gemessene, leise Frage: „Wie meinen Sie das, Graf Petow?“ brachte den Weinjeligen zur Ueberlegung.

„Eine ganz harmlose Bemerkung, lieber Wulbradt, die nur besagen will, daß unter bewandten traurigen

Verhältnissen Seine Hoheit sicherlich die geeignetste Person war, um die arme junge Dame zu berathen."

Wulbradt schwieg, auch der Fürst schien von Unbehagen ergriffen zu sein, man sprach noch über gleichgültigere Gegenstände, dann verließ der Adjutant die Gesellschaft, nachdem er die Versicherung Scherikoff's empfangen hatte, daß dieser sich am nächsten Morgen im Schlosse melden würde.

Achtes Kapitel.

Die Saison wurde durch einen Ball im Opernhause eröffnet, die einzige Gelegenheit, bei welcher die Hofgesellschaft sich mit den übrigen Gesellschaftskreisen der Residenz mischte.

Eine die volle Breite der großen königlichen Loge einnehmende teppichbelegte Treppe führte von dort in das zum Niveau der Bühne erhöhte Parterre, welches, mit dieser also verbunden, einen einzigen riesengroßen Saal bildete.

Der Hof hatte sich in den kleinen königlichen Logen und angrenzendem Foyer versammelt, von wo aus er sich in die Mittelloge begab und unter Vortritt des Intendanten, welcher der schönen Hofdame Gräfin D. die Hand zur Polonaise geboten, seinen Eintritt in die Gesellschaft nahm.

Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. hatte der Großherzogin-Mutter aus Mecklenburg-

Schwerin, seiner durchlauchtigsten Schwester, die Hand gereicht; nach Rangeswürden folgten paarweise die hohen Gäste und Mitglieder der königlichen Familie, denen sich die entsprechenden Hofstaaten, ebenfalls paarweise geordnet, angeschlossen.

Unter den Klängen einer Polonaise hielt der Hof so einen feierlichen Umzug durch den strahlenden Festraum in breiter Straße, zwischen einer von beiden Seiten festgeschlossenen Mauer bewundernder und neugierig beobachtender Menschen dahinwandelnd.

Trotz seines unscheinbaren Außern verstand es Friedrich Wilhelm IV. zu repräsentiren wie nur selten ein Herrscher. Er erfüllte diese Pflicht seiner Stellung nicht nur mit imponirender, echt königlicher Würde, sondern auch mit einer so zwanglosen Grazie, daß dieser Akt nie wie eine stellungnehmende, herablassende Kundgebung von Macht und Größe, sondern stets wie das unwillkürliche Ausstrahlen eines inneren Reichthums an Wärme, Adel, wahren und edelsten Formensinn erschien.

Das Berliner Publikum zählte unter den hohen Gästen so manchen Liebling und übte seine Kritik in hergebrachter Weise an den oft und doch nie genug Gesehenen.

So war es vor Allem die hohe Gestalt des

Prinzen von Preußen, der manch' halblauter Ausruf der Bewunderung folgte. Unter den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen erwärmte die anmuthige Gestalt der jungen Prinzessin Louise, späteren Großherzogin von Baden, ganz besonders die alte Liebe und treue Anhänglichkeit des Berliner Bürgers, wie den beiden jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl manch' prophetisches Wort stolzer Erwartung folgte.

Unter den fremden hohen Gästen, welche in diesem Winter zahlreicher als gewöhnlich sich eingefunden, hatte die Erscheinung der hochblonden Prinzessin Amalie von X. die Aufmerksamkeit des Publikums besonders erregt. Nicht daß man die Prinzessin zu den schönsten Erscheinungen der auserlesenen Gesellschaft rechnete, sie frappirte aber aus anderen Gründen. Die Berliner Zuschauer hatten ein feines Verständniß für Toilette, speziell für den Schmuck an Edelsteinen, sie waren durch den Geschmack und den Reichthum ihrer Prinzessinnen zu scharfen Kritikern in dieser Beziehung erzogen. Man kannte die Prachtstücke der Königin und Prinzessinnen sehr genau. Das berühmte Perlendiadem der Königin Elisabeth, die gelben Diamanten der Prinzessin von Preußen, die großen Perlen der Prinzessin Karl waren der Stolz und die Genugthuung der königstreuen Berliner.

Nun trug die junge, dem Publikum unbekannte Prinzessin, welche vom Prinzen Albrecht von Preußen während der Polonaise geführt wurde, ein seltsames Kleinod in den staubblonden Haaren, ein Diadem von Türkisen und Brillanten, unter dem die runde weiße Kinderstirn sich wie belastet senkte. Eine Zusammenstellung von Saphiren mit dem edelsten der Steine, dem Brillanten, war man an der Prinzessin Albrecht von Preußen gewohnt gewesen zu bewundern, Smaragden, gleicherweise gefaßt, hatte die Kaiserin von Rußland oft getragen, aber den Türkis als Halbedelstein mit einer großartigen Verschwendung der schönsten Brillanten zu einem Kuriosum an Werth und Kunst im Schmuckgenre erhoben zu sehen, das war neu und wurde gebührend beachtet.

Nacken und Arme, der Ausschnitt des Kleides, sowie die auffallend hübsch geformten kleinen Ohren der Prinzessin Amalie waren mit Türkisen in Brillanten geschmückt. Uebrigens war die ganze Toilette für die etwas dürftige Gestalt der Prinzessin gut gewählt. Lichtblaue Silbergaze umwogte die zarten Glieder, hob das matte Blond des Hauptes und verlieh der weißen Haut einen wahrhaft blendenden Schimmer. Wie hineingestreut in den duftigen Stoff

erschieden unzählige Bergkristall- und Maiblumensträußchen. In allen Nüancen des Prisma funkelten kostbare Thautropfen in den Blüten. Diese Chatons wie der ganze übrige Schmuck gehörten dem großherzoglichen Hausschatz an, jedes Stück, jeder Stein desselben war dem Prinzen Joachim von dem betreffenden Kronbeamten gezählt worden.

Die blonden Wimpern gesenkt, die rothen Lippen des etwas zu großen, aber hübschgeformten Mundes verlegen zusammengepreßt, ein feines Roth innerer Erregung auf den Wangen, so schritt Prinzess Amalie an der Seite ihres hochgewachsenen Begleiters einher, wie glanzgeblendet und ihre eigene Pracht mit der Demuth einer Griseldis tragend. Und Haltung wie Ausdruck der unbekanntenen Prinzessin war als zweites bemerkenswerthes Moment von dem kritisch beanlagten Berliner verzeichnet worden.

Auch das Fräulein vom Haff fand Beachtung. Blonde Frauen erfreuten sich der besondern Gunst des Berliner Publikums, dessen Ideal die Königin Louise ist und bleibt. Vollendete Frauenschöne mißt man an ihrem Bilde, an ihrer Statue.

Hier hatte man mit etwas Verwandtem zu thun. Rose war dem Berliner eine hochsympathische Erscheinung, eine echte Schönheit der Ostseeküste.

Hoch und schlank gewachsen, voll und zart gerundet, besaß sie diese Anmuth in der Bewegung des Oberkörpers, dieses leise Wiegen in den feinen Hüften, wie es den Frauen der Ostseeprovinzen und Mecklenburgs eigen ist. Dieß reiche blonde Haar, in kleinen, glänzenden Lösschen an Schläfen und Nacken der Haft entschlüpft, erinnerte an den Bernstein ihrer Heimat, und auch der tiefe braune Sammet ihrer Augen schimmerte wie auf Goldgrund gemalt. Wimpern und Brauen warfen dunkle Schatten in das leuchtende Auge und hoben sich von der rosigten Wange und der weißen, etwas schmalen Stirne.

Rosens Teint unterschied sich von der Malbasterweiße ihrer Herrin wie von dem Elfenbeinweiß anderer Schönheiten, er war nicht bläulich oder gelblich, sondern rosig durchschimmert.

Ihre Toilette fand man sehr einfach, und dieß beeinflusste die Kritik einer der sehr eleganten Berliner Hofdamen, die viel von dieser Schönheit gehört und etwas Anderes erwartet hatte.

„Sie weiß nichts aus sich zu machen, ist frisirt wie ein Schulmädchen, trägt billige Stoffe, hat keinen Schmuck und keinen ‚Chic‘. Es mag Alles echt an ihr sein, sie wird uns hier aber keine Konkurrenz machen.“

Es war just damals die Mode des Ueberflusses. Stoffe und Haare waren gebauscht, gepufft und aufeinandergebaut; man war vor lauter Zuthaten nicht gewohnt, die natürlichen Formen zu sehen.

Schon während der Polonaise war manchem der dabei Betheiligten, vor Allem aber Herrn von Wulbradt die unangenehme Physiognomie des Legationssekretärs von Fesca aufgefallen. Derselbe befand sich in der vordersten Reihe der Spalier bildenden Zuschauer, hielt mit den gekniffenen Augenlidern sein Monocle fest und zog dabei die schwachbebartete Lippe über den großen gelblichen Zähnen empor. So starrte der durch Sitte und Form wenig genirte und durch seine Stellung beim auswärtigen Amt sich genügend gesichert fühlende Herr den hohen Herrschaften mit der Berechtigung eines Menageriebesuchers in das Gesicht.

Als dann der feierliche Umzug beendet war und die königliche Familie mit ihren Gästen sich in die Proszeniumslogen der rechten Seite, die dienstthuenden Hofstaaten aber in die für diesen Zweck reservirten drei folgenden Logen, welche mit dem Proszenium und dazu gehörigem Foyer zu einem abgeschlossenen Gesellschaftsraum verbunden waren, zurückgezogen hatten, da war der Chevalier Fesca in dem der Legation vorbehaltenen Proszenium vis-à-vis er-

schienen und lorgnettirte in der unverschämtesten Weise von dort aus abwechselnd Prinzess Amalie und ihre Hofdame. Letztere hatte mit den Damen der Königin in einer der Hoflogen Platz genommen.

Die liebenswürdige Gräfin D. überließ den beiden jüngeren Hofdamen die vorderen Plätze und lud den ihr näher bekannten Fürsten Scherikoff ein, sich zu ihr zu setzen.

Es waren zwei Rosen, diese beiden Damen in der Hofloge, Gräfin Rose von A., eine Hofdame der Königin, und die Rose vom Haff. Fürst Scherikoff blickte bewundernd von einer zur andern.

„Welch' reizende Variation desselben Themas!“ flüsterte er halblaut seiner älteren Freundin zu, „diese beiden Rosen von der blauen Ostsee! In der Gestalt sich ähnlich, nur in der Farbe verschieden.“

Gräfin Rose A. war eine Ostpreukin und zeigte die hübsche Zusammenstellung von blauen Augen und dunklen Haaren, wie man das dort meistens findet. Lebhafter in den Farben, bildete ihr Köpfchen einen interessanten Gegensatz zu dem der blonden Nachbarin.

Gräfin D. kannte das weite Herz ihres alten Freundes und fragte ihn nach einem früheren Gegenstand seiner Anbetung, der schönen Gräfin Lory in X.

„O, die Gräfin ist noch unbeschreiblich reizend und kaptivirend,“ antwortete der Russe mit Wärme.

„Wie hat sich denn Ihr Herz während des Aufenthaltes in K. zurechtgefunden zwischen zwei Schönheiten von gleichem Werth und Reiz, wie Gräfin Lory und das Fräulein vom Haff?“ neckte die liebenswürdige Dame.

Voller Eifer griff der Fürst die Bemerkung auf.

„Nicht von gleichem Reiz und Werth, meine gnädigste Freundin, sagen Sie das nicht. Gräfin Lory — sehen Sie — *c'est le parfum et l'autre — c'est le ‚Duft‘*. Es gibt kein besseres Wort für die Unterscheidung, Sie verstehen, welch' verschiedenen Werth Beide haben.“

Während Gräfin D. sich über das hübsche Bonmot amüßte, war Prinz Joachim in die Nebenloge getreten. Er stand hoch aufgerichtet an der Thüre und richtete sein Glas auf die Diplomatenloge.

„Wer ist der unverschämte Patron da drüben, der so unverwandt herüberblickt?“ fragte er einen der Herren.

Der Chevalier Fesca hob eben mit Ostentation ein paar Blumen bis an die Nase oder die Lippen, nachdem er lange zu Prinzess Amalie hinübergesehen und dann das Fräulein vom Haff fixirt hatte.

Man konnte dem Prinzen den Namen des ihm mißfällig Gewordenen nicht nennen.

„Irgend ein obskurer kleiner Attaché oder Sekretär, der sich seit einiger Zeit in der Gesellschaft umhertreibt, gerne eine Rolle spielen möchte und seiner schlechten Manieren wegen ignorirt wird,“ gab Jemand aus einer Nebenloge zur Erklärung.

Rose hatte bis dahin den Besprochenen kaum bemerkt, jetzt blickte auch sie hinüber und erröthete, denn der Unbekannte machte ihr offenbar ein Zeichen, hob wiederholt die Hand mit den Blumen, streckte den Kopf vor und strich sich langsam das dünne Bärtchen, sie dabei fortwährend müde lächelnd betrachtend.

Sie sah sich um, ob hinter ihr sich Jemand befände, dem das Alles bestimmt sei, und begegnete einem zornigen Blick aus des Prinzen Augen.

Bewirrt und ängstlich verfolgte Rose die Bewegungen des räthselhaften vis-à-vis und bemerkte, daß sein Blick gewissermaßen auffordernd von ihr nach der Proszeniumsloge schweifte und ihre Aufmerksamkeit dorthin zwang. Da saß Prinzess Amalie und sah erschauert und ängstlich vorgebeugt nach ihr hin, machte sogar verstohlene Zeichen mit der Hand.

Wieder sah Rose sich nach dem Prinzen um, der

sprach aber mit Scherikoff, doch lag eine drohende Wolke auf seiner Stirn.

Was hatte das Alles zu bedeuten?

Der Ausbruch der Majestäten veranlaßte ein Zusammentreten der Hofgesellschaft im Foyer. In der allgemeinen Unruhe erfaßte Prinzess Amalie Rosens Hand und zog ihre Dame mit sich in die leergewordene Proszeniumsloge. Athemlos und beinahe weinend flüsterte die Prinzess:

„Ich bin außer mir, liebe Rose! Haben Sie drüben den Menschen mit dem langen, schmalen Gesicht und den glatten schwarzen Haaren gesehen?“

„Ja wohl, Eure Hoheit! Es scheint, daß dieser Herr auch dem Prinzen aufgefallen ist, wenigstens schien Seine Hoheit expreß in unsere Loge gekommen zu sein, um sich nach dem Namen desselben zu erkundigen.“

Prinzess Amalie fuhr aufgeregt fort:

„War es nicht ein Blumenzweig von meiner Robe, den der Mensch drüben spielend hin und her drehte? Und nun sehen Sie, es fehlen hier zwei Bouquets an der Garnirung, in jedem waren zwei große Chatons befestigt, Chatons aus dem Kronschatz! Der Prinz würde es mir nie vergeben, sie verloren zu haben, ich bin in der größten Ver-

zweiflung, helfen, rathen Sie mir doch — was soll ich thun?“

Da war nun guter Rath theuer! Dem Prinzen die Sache mitzutheilen, wäre das Einfachste und Natürlichste gewesen, davon wollte aber Prinzess Amalie nichts hören, sie fürchtete seine Vorwürfe und seinen Zorn und glaubte ihre ohnehin prekäre Stellung am Hofe durch Bekanntwerden des Vorfalls noch mehr zu schädigen.

So schüchtern Prinzessin Amalie in Wahrung ihrer Rechte nach oben war, so naiv war sie in ihren Anforderungen abwärts.

„Bitte, verschaffen Sie mir gleich — jetzt — ehe der Mann fortgeht, die Chatons wieder, liebe Rose. Bulbradt soll Ihnen helfen, er ist klug und verschwiegen. Der Mann muß sie Ihnen ausliefern und er soll darüber ebenfalls schweigen. Es darf durchaus kein Aufsehen gemacht werden, die Keil und Petow dürfen nichts davon erfahren, sonst bleibt die Sache dem Prinzen doch nicht verborgen.“

Rose stutzte, denn ehe sie antworten konnte, verwandelte sich die fiebernde Hast, die ängstliche Spannung in dem Antlitz der Prinzess in ein gefälliges, verlegenes Lächeln. Der Prinz war den Damen

gefolgt und stand in der Logenthür, welcher Rose den Rücken zuwandte.

„Prinzeß Karl und die jungen Prinzessinnen wollen den Ball verlassen, Amalie!“ Dieß wurde im Ton des Vorwurfs vom Prinzen gemeldet, Prinzeß Amalie schlüpfte eilig hinaus. Der Prinz umfing die weiße Gestalt der Hofdame mit einem brennenden Blick, halb Zorn, halb Zärtlichkeit.

„Für wen sind Sie wohl so schön, Rose?“ fragte er halblaut.

Rose wollte an ihm vorüber, er hielt ihren Arm fest, seine Hand war nackt und ihre Blut that dem Mädchen fast wehe.

„Wie kalt dieser schöne Arm ist! Außen Schnee, aber innen — Rose, begegne ich auch dort Schnee und Eis?“

Prinz Karl von Preußen und andere Herren unterbrachen das tête-à-tête. Rose zog sich schnell zurück und versuchte durch die Menge zu kommen, um ihre Prinzeß oder Bulbradt wiederzufinden.

Prinz Karl sah mit einem eigenthümlichen Lächeln dem schönen Mädchen nach und wandte sich dann zurück an die ihres Chiks wegen berühmte Hofdame seiner Gemahlin, Gräfin H.:

„Nicht jede Dame dürfte einen glatten Scheitel

wagen, wie das schöne Fräulein hier; Gräfin, Sie sollten einmal solche Flechten im Nacken versuchen, es gibt dem Kopf einen ganz besonderen Ausdruck.“

„Man trug solche Flechten vor zehn Jahren, Eure Königliche Hoheit, jetzt steckt sie Niemand mehr an. Ich besitze noch welche aus jener Zeit, würde es aber nicht wagen, mit solchen Reliquien der Mode zu glänzen,“ war die schnelle Antwort.

Der Prinz lachte.

„Wie boshaft die Damen sind und, wie ich fürchte, in diesem Fall sogar auf Kosten der Wahrheit oder —“ er drehte sich zu einer der anderen Damen herum und flüsterte dieser zu: „glauben Sie auch, daß dieser köstliche Schmuck in seiner überzeugenden Einfachheit und Wahrheit trägt?“

Achselzuckend erwiederte die Dame:

„Einfachheit, die so ostensibel auftritt, muß es sich gefallen lassen, angezweifelt zu werden.“

„Ich hätte große Lust, dem Streit damit ein Ende zu machen, daß ich den kleinen silbernen Pfeil aus den bewußten Flechten zöge.“

„Der auch mehr verspricht, als — er hält, Eure Königliche Hoheit.“

Rose hatte nur mit halbem Ohr auf die Bemerkungen um sie her geachtet, ihre Aufmerksamkeit

war durch den Eintritt Tesca's gefesselt, der die allgemeine Unruhe benützt hatte, um sich in die Hofgesellschaft zu drängen. Er kam langsam näher, von der andern Seite trat Prinz Joachim an das Fräulein vom Haff heran. Herr von Wulbradt stand dicht hinter der jungen Dame.

„Stellen Sie mich, bitte, dem gnädigen Fräulein vor,“ hörte sie eine näselnde Stimme seitwärts.

„Ich erinnere mich Ihres Namens nicht, es ist wohl auch eben nicht der geeignete Moment für eine Vorstellung,“ erklang die Antwort von Wulbradt's Lippen. Im selben Augenblick wurde Rose vom Prinzen Joachim angeredet:

„Würden Sie nicht Vergnügen daran finden, sich in die Gesellschaft unten inkognito zu mischen, mein gnädiges Fräulein, nachdem wir ex officio die Galagesichter in Empfang genommen, respektive geschnitten haben?“ und dann mit einem Blick auf Wulbradt: „Kommen Sie mit, Wulbradt?“

Der Adjutant wußte genau, daß die Galagesichter für den hohen Herrn den Werth hatten wie das Festtagskleid für ein junges Mädchen — die Harun al Raschids sind viel seltener als man glauben sollte — er verneigte sich indeß zustimmend, die junge Dame aber antwortete hastig:

„Ich bedaure, Eure Hoheit, aber ich werde in der Nähe der Frau Prinzessin bleiben müssen, die, glaube ich, allein in der Loge sein wird.“

„O, seien Sie unbesorgt, ich werde die Gräfin Keil veranlassen, der Prinzessin Gesellschaft zu leisten. Die Keil ist in der Berliner Gesellschaft famos orientirt, sie kann der Prinzessin als Fremdenführer dienen.“

„Ich hatte mich außerdem mit den Damen der Königin und dem Fürsten Scherikoff verabredet,“ stotterte die Befangene.

Der Prinz wollte etwas sagen, biß sich auf die Lippen und wandte sich brüsk ab.

Nur von der Sorge um den von der Prinzessin erhaltenen Auftrag erfüllt, sah sich Rose nach dem Herrn mit der blauen Blume um. Er stand nicht ferne an einem der Pfeiler.

„Kannten Sie den Herrn wirklich nicht, Herr von Wulbradt, der sich vorhin mir vorstellen lassen wollte?“

„Er gehört nicht zu den Leuten, die ich Ihnen vorstelle, mein gnädiges Fräulein,“ antwortete der junge Offizier ausweichend.

„Ich möchte aber gerne —“ weiter kam Rose nicht, Wulbradt wurde durch einen der jüngeren Prinzen von ihrer Seite gerufen.

Das Foyer leerte sich schnell. Ein Theil der Gesellschaft kehrte in die Logen zurück, ein anderer begab sich auf den Weg nach dem Saal. Von den Proszeniumslogen war nur noch die mittlere besetzt. Prinzessin Amalie befand sich allein darin. Am Pfeiler lehnte noch immer Herr von Fesca, in der Hand die Vergißmeinnichtranke.

Rose sah sich unschlüssig um, Prinz Joachim war mit den jüngeren Prinzen, Betow und anderen Herren nach dem Restaurationszimmer gegangen, es sollte ein kleines Souper von den Herren komponirt werden.

Ihre Befangenheit überwindend, wandte sich Rose mit raschem Entschluß dem Unbekannten zu. Die Thüre nach der kleinen Proszeniumsloge war nicht ganz geschlossen, ein Fetzen blauer Gaze klemmte dazwischen, Prinzess Amalie lauschte also.

Die Verlegenheit des ersten Wortes wurde dem jungen Mädchen erspart, Herr von Fesca trat ihr entgegen und stellte sich selbst vor: „Baron von Fesca, Legationssekretär!“ und fuhr dann fort: „Ich bemühte mich vergebens, in Ihre Nähe zu gelangen, mein gnädiges Fräulein!“

„Sie haben, glaube ich, etwas gefunden, das der Prinzess Amalie zugehört,“ sagte das junge Mädchen eilig.

„Ja wohl, ich fand unten im Saal ein Sträußchen Maiblumen und Bergißmeinnicht“ — Herr von Tesca blickte über Rose fort nach der Logenthür.

„Es waren kostbare Juwelen darin befestigt —“

„Die ich der Prinzessin direkt zu übergeben die Ehre haben werde,“ antwortete der Legationssekretär mit einer Verbeugung.

Rose wandte sich, da stand Prinzessin Amalie mit leuchtenden Augen und brennenden Wangen in der Logenthür, die, ihrer Hand entglitten, sich so weit geöffnet hatte, daß ihre Gestalt im Lichtkreis des Lüstre erschien.

„Eure Hoheit haben ein paar Brillanten verloren, die ich so glücklich gewesen mit diesen Blumen, an denen sie nur noch lose hingen, zu finden, gestatten Eure Hoheit mir, Ihnen Blumen wie Steine wieder zuzustellen.“

Wie in Rosenglut getaucht stand die Hoheit unter den kühnen Blicken und Worten da. Sehr anmuthig in ihrer Befangenheit, streckte sie, einige Worte des Dankes stammelnd, die Hand aus, zuckte aber heftig zusammen, als der Legationssekretär, sich über diese Hand neigend, sie mit seinen Lippen berührte, ehe er ihr die Steine überließ. Die Verlegenheit der beiden Damen erhöhte offenbar den Reiz der Situa-

tion für Herrn von Fesca und er begann mit süßlicher Miene:

„Von unserer Loge aus habe ich diese reizende Toilette Eurer Hoheit nicht nur bewundert, sondern wirklich studirt und dabei entdeckt, daß auf der linken Seite ein zweites Sträußchen fehlt.“

Das Monocle in's Auge werfend, bückte er sich nach der bezeichneten Stelle.

„Freilich,“ antwortete die Prinzessin hastig, sich an Rose wendend, „ich sagte Ihnen schon, daß mir zwei der Bouquets im Saal verloren gegangen seien, und ich erinnere mich, sie noch beim Beginn der Polonaise gehabt zu haben — es waren in jedem derselben sehr werthvolle Chatons befestigt.“

„Vielleicht bin ich im Stande, auch über den Verbleib dieser anderen Nachricht geben zu können,“ fiel Herr von Fesca mit einem triumphirenden Lächeln ein, „ich bemerkte wenigstens ein ganz gleiches Bouquet in den Händen einer sehr bekannten Dame, unserer schönen Bellarina vom Ballet, welche diese Blumen mit einer gewissen Neugierde prüfte.“

Zum ersten Male, seit die befremdliche Persönlichkeit ihr so nahe getreten, wagte Prinzessin Amalie sie voll in's Auge zu fassen.

„Ach, bitte, mein Herr, ich würde Ihnen sehr

danfbar fein, wenn Sie der Dame die Blumen und den Schmuck abforderten.“

„Ich zweifle aber daran, daß Fräulein Bellarina mir als einem ihr durchaus Unbekannten den kostbaren Fund ohne Weiteres übergeben wird. Ein Anderes wäre es, wenn mich das gnädige Fräulein hier zu meiner Legitimation begleiten würde.“

Die Prinzessin ergriff hastig den gebotenen Vorschlag, einzelne Personen wurden bereits wieder im Hintergrunde des Foyers sichtbar.

„Gehen Sie, liebe Rose, beeilen Sie sich, hier“ — sie steckte ihr Juwelen und Blumen zu, die sie eben von dem Legationssekretär erhalten — „verbergen Sie die Steine, nehmen Sie auch die anderen von jener Dame zu sich, ich werde sie Ihnen später abfordern, die Blumen mögen Sie fortwerfen — aber bitte, gegen Niemand ein Wort, ich möchte kein Aufheben von der Sache gemacht wissen“ — und mit einem letzten Dank, den die Augen ausdrucksvoller als die Lippen Herrn von Tesca übermittelten, schlüpfte die Prinzessin leicht wie eine blaue Libelle in ihre Loge zurück, die junge, unerfahrene Hofdame der peinlichen Situation und ihren Schultern Sorge und Verantwortung überlassend.

Vor Allem brachte Rose die Edelsteine an ge-

sicherter Stelle unter, Herr von Fesca befreite sie von der schwierigeren Aufgabe, die Blumen „wegzuwerfen“, indem er sie einfach in seine Rocktasche steckte.

Und nun blieb Rosen nichts Anderes übrig, als dem unsympathischen Führer, dessen Persönlichkeit ihr durch Bulbradt's Weigerung, ihn vorzustellen, und des Prinzen Bemerkungen schon anstößig geworden, zu folgen.

Als Beide an den Hoflogen vorübergingen, trat ihnen Scherikoff aus einer derselben entgegen.

„Wohin, wohin, meine Allergnädigste? Warum entziehen Sie uns Ihre liebreizende Gegenwart, dem Kranze der Hofdamen die schönste Blume?“

„Ich wollte eben nur einmal durch den Saal unten gehen.“

„Darf ich mich Ihnen anschließen?“

Rose sah unschlüssig auf ihren Begleiter, der indeß in vollkommener Unbefangenheit an ihrer Stelle erwiederte: „Die Quadrille wird sogleich beginnen, wir werden Gile nöthig haben.“

„Ah so, Sie wollen am Tanze theilnehmen, das ist etwas Anderes.“ Der Fürst trat zurück.

In ihrer Befangenheit über die Unklarheit der Situation nahm Rose den ihr von Fesca gebotenen Arm. Sie traten in die Menschenflut hinaus. Hin

und wieder trafen sie auf einen Bekannten aus dem Hofreise, und jedesmal meinte Rose, einem Blicke der Bewunderung zu begegnen.

„Wissen Sie ungefähr den Platz, wo Fräulein Bellarina zu treffen sein wird?“ fragte sie in zunehmendem Unbehagen ihren Führer.

„Habe keinen Schimmer, meine Gnädigste,“ antwortete dieser gelassen, „da die Dame aber keine Stecknadel ist, so wird sie ja wohl mit der Zeit zu finden sein.“

Das klang wenig ermuthigend. Und als ob ihn der Zweck ihrer Expedition nicht im geringsten beschäftigte, begann der Legationssekretär:

„Hat sich merkwürdig embellirt, diese kleine Prinzess, hätte sie kaum wieder erkannt.“

Durch die familiäre Ausdrucksweise verlezt, fragte Rose zurückhaltend:

„So waren Sie Ihrer Hoheit bereits bekannt, Herr von Tesca?“

„Ja, was man so bekannt nennt,“ fuhr der junge Herr ungenirt fort, „ich traf vor vier oder fünf Jahren, als Prinz Joachim mit Betow auf die Brautschau reiste, mit dem kleinen fürstlichen Hühnerhof von Ingelfingen in Norderney zusammen. Die Königin von Hannover machte diese Partie, und die

Badegesellschaft konnte daran theilnehmen, da die Herrschaften täglich auf der Strandpromenade erschienen. War's die gelbe Düne, der rothe Mantel der Königin Marie oder der konventionelle Courmacher, was ihr damals so schlecht stand — ich versichere Sie, ich hätte es nie für möglich gehalten, daß sich aus diesem farblosen, nüchternen Wesen, dem wir den Spitznamen ‚die Muster‘ beilegten, eine solche Hebe entwickeln würde. Die aschblonden Haare und Wimpern machen sich wahrhaftig gar nicht übel im Verein mit dem brillanten Teint, dem feuchten Blick und den frischen rothen Lippen von heute.“

Wenn Rose auch während ihres kurzen Lebens in der höfischen Welt manch' absonderliche Konversation und viel Neues oder Bekanntes in neuer Fassung vernommen hatte, in so form- und taktloser Sprache war ihr noch Niemand genakt und ihr ahnte nun wohl, weshalb Herr von Wulbradt den Mann an ihrer Seite von ihr hatte fern halten wollen.

Uebrigens nach halbständigem Umherwandern — die Française war beendet, der zweite Walzer wurde intonirt — erfuhren sie, daß Fräulein Bellarina den Ball bereits verlassen und in der Garderobe Auftrag ertheilt habe, auf Nachfrage mitzutheilen, daß bei ihr

ein Bouquet mit Brillantschmuck gegen Legitimation in Empfang zu nehmen sei.

An diesen Bescheid knüpfte Herr von Tesca das Versprechen, die Tänzerin am nächsten Morgen in aller Frühe über die Eigenthümerin des werthvollen Fundes zu orientiren.

Rose hatte auf die ferneren Nebenarten ihres Begleiters nur karge Antworten gegeben und athmete erleichtert auf, als sie sich an der Thür des Foyers endlich seiner Begleitung entledigen konnte.

In dem allgemeinen Aufbruch hoffte sie sich unbemerkt unter die versammelten Hofstaaten mischen zu können.

Prinzessin Amalie hatte ihre Hofdame bereits sehnsüchtig erwartet; sie unterhielt sich in erzwungener Lebhaftigkeit mit der Großherzogin von Mecklenburg und nahm absichtlich keine Notiz von der ungeduldigen Miene ihres hohen Gemahls, der nur ihr Fortfahren abwarten wollte, um sein unterbrochenes Souper fortzusetzen.

Petow und die Keil standen in dienstlicher Erwartung neben einander, die höfische Glätte ihrer Mienen verrieth der ängstlich forschenden Rose nicht, ob man ihre Abwesenheit bemerkt habe.

Raum war sie jedoch eingetreten, so hatte sich

der unvermeidliche russische Verehrer, Fürst Scherikoff, zu ihr gefunden.

„Wird das gnädige Fräulein die Gnade haben, mich morgen zu empfangen?“ fragte er, auf seinem breiten Gesicht den Ausdruck schüchterner Bitte, der ihm etwas unendlich Komisches verlieh.

Rose blickte ihn ernsthaft an: „Ich habe Dienst, Durchlaucht, und muß jeden Augenblick für die Befehle Ihrer Hoheit bereit sein.“

„Sie kommen aber doch morgen in's Schauspiel und besuchen den Ball bei unserem Gesandten?“

Wieder antwortete ihm die junge Hofdame so ernst, als ob es sich um eine Staatsaffäre handle:

„Mir ist unser Programm für morgen noch nicht bekannt, Durchlaucht, jedenfalls werde ich nur im Gefolge Ihrer Hoheit Theater und Ball besuchen.“

Prinz Joachim hatte die Unterhaltung gehört und trat hinzu.

„Ich habe Ihrem Gesandten soeben eine Zusage für morgen gegeben, mein Fürst.“

Scherikoff verneigte sich.

„An der Gnade, die ihm dadurch zu Theil geworden, partizipire ich, Eure Hoheit.“

Prinzessin Amalie hatte sich der Großherzogin empfohlen. Petow legte seiner Herrin einen schwan-

befetzten, leichten Ballmantel um die Schultern, während Bulbradt dem Sakaien Rosens Mantel abnahm, um der schönen Kollegin den gleichen Ritterdienst zu erweisen, die sich mit einem shake-hand vom Fürsten Scherikoff verabschiedete.

„Darf ich mir diese schöne, kleine Hand für die erste Quadrille morgen erbitten?“ fragte dieser, sich über den weißen Glacéhandschuh neigend.

„Das gnädige Fräulein tanzt nicht,“ antwortete der Prinz an Rosens Statt.

Der Russe blickte fragend vom Prinzen auf die Dame.

„Doch mit Ausnahmen, wie ich glaube, sonst würde ich es nicht gewagt haben —“

„Nein,“ unterbrach Prinz Joachim, „Sie irren, mein Fürst, ganz ohne Ausnahmen.“

Rose war tief erröthet, sie fürchtete, der Fürst würde der Begegnung mit Fesca, deren falsche Deutung — Fesca hatte, wie man sich erinnern wird, des Fürsten Begleitung unter dem Vorwand abgelehnt, daß er mit dem Fräulein vom Haff die Quadrille zu tanzen im Begriff stände — sie stillschweigend gebilligt, erwähnen; unwillkürlich drückte sie des Fürsten Hand und sah ihm bittend, beschwörend in die Augen.

Ihr russischer Verehrer wußte nicht, wie ihm geschah, Wonne und Ueberraschung erstickten das Wort auf seiner Zunge, die breite, ordenbedeckte Brust dehnte sich unter einem Seufzer des Entzückens, und er neigte sich ein zweites Mal über den weißen Handschuh, dießmal aber nicht pro forma, das heiße Herz ging mit dem Hofmann durch, er preßte die dicken Lippen auf den nackten Arm, wie es der russischen Courtoisie allerdings bei besonderen Veranlassungen gestattet ist. Eine Erklärung in diesem Fall dafür herauszudeuteln, blieb den Zuschauern der kleinen Szene überlassen; Notiz hatte jeder derselben davon genommen.

Prinz Joachim blickte auffallend ernst, Petow faunisch lächelnd, Gräfin Keil und Wulbradt steinern daren.

Im Wagen orientirte Rose die Prinzessin über das Resultat ihrer Nachforschungen und empfing von Neuem den Befehl, über die ganze Angelegenheit zu schweigen; es war nun nicht einmal mehr nöthig, Wulbradt mit der Sache bekannt zu machen — der nächste Morgen mußte jedenfalls erst abgewartet werden.

Neuntes Kapitel.

An diesem nächsten Morgen begab sich Allerlei in den reich, aber altmodisch ausgestatteten Logiräumen der jungen Hofdame im königlichen Schloß. Froh gestimmt wie noch niemals seit ihrem schweren Verlust, war Rose erwacht. Ihre Jungfer hatte die schweren seidenen Vorhänge der Fenster zurückgezogen und den schrägen Strahlen der Morgensonne Zutritt gewährt. Bis an das Bett der Schläferin, über das rosige Antlitz glitten die goldenen Strahlen und verstrickten sich zu flimmernden Regen mit den langen, weichen, feinen Haaren, die sich auf dem Kissen ausbreiteten. Ein freundlicher Traum hatte den alten frohsinnigen Ausdruck in dieß Kinderantlitz zurückgezaubert, auf den halbgeöffneten Lippen schien ein neckisches Wort zu schweben, von dem die Grübchen in den Wangen schon erzählten, langsam hoben sich die weißen Lider, als ob die Seele sich nur schwer von ihrem Traumbild trenne.

Zur täglichen Kränkung von Fräulein Lina, einer Kammerjungfer, welche Rose den Empfehlungen der Gräfin Lory verdankte, nahm die junge Hofdame die Dienste dieser auf ihre Kenntnisse eiteln, äußerst gewandten Person nur sehr wenig in Anspruch. Besonders fühlte Fräulein Lina sich gekränkt, daß ihre Herrin sie nie mit der Pflege und dem Arrangement des reichen Haarschmuckes betraute, und sie würde den Dienst wegen mangelnder Uebung aller in ihr Fach schlagenden Fertigkeiten schon gekündigt haben, wenn die Reise nach Berlin diesen Entschluß nicht vertagt hätte.

Seitdem war die Kammerfrau der Prinzessin erkrankt und Fräulein Lina zur Hülfeleistung bei der Toilette der hohen Frau verwendet worden, wodurch der kammerzöfliche Ehrgeiz befriedigt und Rose von dem Vorwurf befreit wurde, ein Genie an ihrer Seite verkümmern zu lassen.

Eine Stunde später hatte Rose wie jeden Morgen ein kaltes Bad genommen, ihre Jungfer hinunter zur Prinzess geschickt und die einfache Toilette allein beendet.

Heute lag kein Schatten auf der weißen Stirn, kein Schleier trübte den Blick. Weitgeöffnet und erwartungsvoll schauten die braunen Augen hinaus in

den Sonnenschein wie früher, wo sie nur emporblickten, um „alle gute und vollkommene Gabe von oben, von dem Vater des Lichts“ zu erwarten, wo sie sich nur öffneten, um zu empfangen — Licht und Liebe, die Elemente, in denen sich's so leicht und froh athmete, so weich und warm ruhte! „Armes Kind!“ hatte man sie damals oft genannt, und sie hatte sich doch stets so reich gefühlt! Jener Klang war unverstanden an ihr vorübergezogen wie die Schatten an ihrer Wiege. Selbst der Verlust der geliebten Pflegemutter faßte für das junge Kind wohl ein zeitweiliges Sehnen, aber keinen fühlbaren Verlust an Licht und Liebe in sich, die Kälte und die Nacht des Todes blieben ihr unbekannte Schrecken dank der heiteren, liebevollen Umgebung, welche bemüht war, jede Lücke zu füllen und die Schatten zu bannen.

So war sie, wie die jubelnde Lerche, höher und höher in ihrem harmlosen Glück gestiegen, leichtbeschwingt, leichten Herzens, bis mit einem entsetzlichen Schlage sich Alles änderte, die ganze Welt, innen und außen, Glaube, Zuversicht, der Werth der Dinge, Alles wankte. „Licht und Liebe, in denen sich's so froh und leicht geathmet, so warm und weich geruht“, verwandelt in kalten Glanz, in dornen-

volle Gunst! Armes Kind! Sie hatte das Wort verstehen gelernt in seiner ganzen traurigen Bedeutung!

Und doch — Eins war ihr geblieben, unverändert in allen Phasen ihres Lebens dasselbe geblieben; sie mußte heute immer wieder an diesen Besitz denken, den sie sich zugerechnet wie Luft und Licht, als etwas, das man genießt, ohne daran zu denken, das Herz Kolf's, Onkel Kolf's, des alten treuen Kolf's. Wenn er wüßte, wie schwer sie an der goldenen Kette trug, die sie so jubelnd umgelegt, er würde — ja was würde er denn — was könnte er thun? Sie fortnehmen — Prinzess hatte Recht — wohin? Sie hatte ja keine Heimat — seine Heimat war nicht die ihre mehr, Rose kam sich vor wie verkauft — Niemand würde sich ihrer annehmen, sie besaß nichts, nichts auf der weiten Welt, nur Gräber. — —

Wohl kamen ihre Gedanken auch heute wieder zu diesem traurigen Schluß, aber die Sonne schien so leuchtend, der Januarhimmel blaute so verheißend, vom Fenster wehte es so frisch und belebend — sie wußte nicht, wie es kam, aber die trüben Gedanken hielten heute nicht Stand — Rose faltete die Hände und gab ihr Herz der süßen Frühlingstäuschung preis — da öffnete sich die Thüre, und wie um den

Zauber zu vervollständigen, wurde dem jungen Mädchen ein Körbchen frischer Beilchen präsentirt, der Lafai überreichte zugleich ein Billet — Beides von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Scherikoff.

Sie nahm die Gabe in Empfang und drückte, als sie allein war, ihr Antlitz in die kühle, duftige Fülle! Wie undankbar sie war! Mit keinem Gedanken hatte sie sich des guten Fürsten erinnert; freilich, sie hatte noch Freunde, wahre, ehrliche; da war auch Wulbradt, der einfache, gerade Mann, der sie so gut verstand wie Niemand sonst hier am Hofe. Keurig, dankbar gedachte sie des treuen Freundes. Und sie öffnete das Billet, las die wenigen Zeilen in französischer Sprache, die es enthielt. Der Schreiber äußerte sich besorgt um ihr Wohlergehen, klagte, sie so still und bleich gefunden zu haben, und stellte sich ihr mit Allem, was er sei und habe, zur Disposition. Sie möge über ihn verfügen, ihm vertrauen, er ginge für sie durch's Feuer und würde sich glücklich schätzen, ihr Ritter sein zu dürfen gegen „qui, que ce soit.“

Rose ahnte nicht, daß ihr gestriger Abschiedsblick den heißblütigen Russen in fortwährender Aufregung gehalten, sie war ihm dankbar für seine Theilnahme, und nur die Bitte am Rande des Billets, ihr täg-

lich ein „paar Beilschen“ senden zu dürfen, setzte sie in Verlegenheit, die bescheiden gekleidete Gabe involvirte eine große Kostbarkeit in Anbetracht der Jahreszeit. Doch der Fürst war ja von unermesslichem Reichthum, und schenken gehörte, wie sie wußte, zu seinen besondern Liebhabereien.

Noch saß sie am Frühstückstisch, als der Lakai mit der Meldung wieder erschien, „eine Frau“ wünsche das gnädige Fräulein zu sprechen, die ihm ihr Anliegen nicht vertrauen wolle; „wahrscheinlich eine Bettlerin,“ fügte er als erfahrener Hoflakai hinzu.

Derartige Fälle sind allerdings etwas ganz Herkömmliches, jeder am Hof Angestellte kennt diese Bittsteller, welche die Schranken der Lakaien zu durchdringen versuchen; in diesem Fall war es nur befremdlich, daß man sich an den hier in der Hauptstadt unbekanntesten Hof wandte.

Das Fräulein hieß die Frau hereinführen. Wenige Augenblicke darauf trat ein junges Weib in dürftiger, sauberer Kleidung, an der Hand ein Mädchen von drei bis vier Jahren, in das Zimmer. Die Frau hatte unsympathische Züge und einen lauernnden Ausdruck, ohne häßlich zu sein, das Kind aber gewann auf den ersten Blick oder eigentlich nach dem ersten Wort Rosens Herz.

Es war ein echtes Berliner Kind, ein ganz fertiger, kleiner Mensch mit klugen, aufmerksamen Augen und jenem Selbstbewußtsein, welches den Berliner kennzeichnet. Die Kleine ließ schnell einen prüfenden Blick durch den vornehmen Raum laufen und fragte dann:

„Mutter, ist denn das nu dem König seine jute Stube?“

Die Mutter gab der vorlauten Fragerin einen verstoßenen Stoß und begann die vorbereitete Ansprache.

Ihre Geschichte bewegte sich in den alltäglichen Geleisen des großstädtischen Glends. Von dem Manne, der Alles durchgebracht, verlassen, aus besseren Verhältnissen herabgekommen, suchte die arme Frau durch sogenannte „Aufwartestellen“ ihr tägliches Brod zu erwerben.

„Was macht denn während der Zeit das arme kleine Ding?“ fragte Rose mitleidig.

„Ich helfe Muttern,“ antwortete die Kleine ernsthaft.

„Wie alt bist Du denn?“

„Nächste Ostern werde ich Biere alt.“

„Und da willst Du schon Deiner Mutter helfen?“

Rose zog das Kind näher an sich und fragte es nach seinem Namen.

„Ick heiße Karlinchen Bemme,“ war die Antwort und gesprächig fuhr die Kleine fort: „Mutter wollte mir heute nicht mitnehmen, aber die Opperrfrau hatte den Keller zugeschlossen und war weggegangen.“

„Das ist der Butterkeller von Oppermann nebenbei,“ erläuterte die Mutter. „Die Frau gibt mitunter Obacht auf das Kind, wenn ich auf Arbeit gehe und es nicht mitnehmen kann.“

„Ne, Mutter, ick jebe Obacht, det der Opperrhund dem Opperkind nicht det Lutschbündel wegnimmt und uffrißt.“

Die Frau lachte.

„Die haben 'n junges Kind und 'n jungen Hund da im Keller, und det Kind is noch nicht jedoft.“

„Der Hund ooch noch nich,“ setzte Karlinchen hinzu.

Höchlich amüfirt durch die Skizze aus dem Oppergeschlecht, erkundigte sich Rose, ob Karlinchen die „Opperleute“ lieb habe?

Nachdenklich blickte Karlinchen die Dame an, steckte den Zeigefinger in den Mund und antwortete im Orakelstyl:

„Det Morgens schimpft der Oppermann und haut, aber det Abends is er voll, da haut die Opperrfrau.“

Karlinchen's unbewußter Komik war nicht zu

widerstehen. Rose verbarg ihr Lächeln hinter dem Taschentuch und konnte erst nach einigen Sekunden der ernstern Seite des Bildes gerecht werden, indem sie der Frau sagte:

„Das scheinen allerdings traurige Verhältnisse zu sein, in denen das arme Kind aufwächst.“

Die Frau zuckte die Achseln.

„Was will man machen! Es ist überall das gleiche Glend, und man kann den Kindern dafür Augen und Ohren doch nicht schließen! Wenn ich nur so viel hätte, um ein kleines Geschäft anzufangen zu können; sehen Sie, gnädige Dame, ich bin aus einem großen Posamentierladen zu Hause und verstehe das Geschäft gründlich. Wenn ich ein kleines Anlagekapital von vielleicht“ — die Augen der Frau tarixten offenbar während dieser Rede die Leistungsfähigkeit und Willigkeit ihres vis-à-vis — „ich will 'mal sagen“ — das beinahe zärtliche Lächeln, mit dem Rose Karlinchen's, durch reichliche Anwendung von Wasser ausgeflecktes, hartes Haar streichelte, ermuthigte Frau Bemme zur Nennung einer ziemlich hohen Summe; ehe sie dieselbe jedoch aussprach, wandte sich Rose ihr zu und der kluge, helle Blick der jungen, vornehmen Dame veranlaßte ein vorsichtiges Sinken des Preises.

„So ungefähr fünfzig Thaler,“ vervollständigte Frau Bemme dann ihren Entwurf.

Während Bitte und Gewähr von den beiden Betreffenden heimlich berechnet wurden, wanderten Karlinchen's Augen und Gedanken ruhelos hin und her. Sie hatte so großes Verlangen gehabt, einmal in's Schloß zu kommen, wo der König mit der Königin wohnte, und wenn auch dem praktischen Arbeiterkinde der Residenz alle märchenhaften Vorstellungen von obligatem Purpur, Krone und Szepter ferne lagen, so hatte es doch seine Erwartungen innerhalb seines Begriffskreises so hoch wie möglich geschraubt und schien nicht ganz befriedigt.

„Is des de jute Stube?“ fragte die Kleine wieder.

„Frage doch nicht so dumm,“ fuhr die Mutter sie an. „Du siehst ja doch, daß dieß der Frühstücksalon ist.“

Verständnißvoll betrachtete Karlinchen den servirten Tisch und das dahinterstehende Sopha; dann gab sie ihren Gedanken Ausdruck.

„Da hat der König mit der Königin uf 'm Sopha gegessen und Schocklade getrunken.“

Aber die Sachlage war ihr noch nicht klar genug und sie wandte sich mit der Frage an Rose:

„Sie haben wohl die Ufwartung hier in's Schloß? Det muß natürlich Allens nobel find beim König,“ setzte sie mit einem Blick auf die Toilette der Dame hinzu, „die Kutscher und die Lakaien uf 'n Boß find och sehr feine Herren.“

Frau Bemme war außer sich über ihr vorlautes Kind, und Rose hatte Mühe, ihr Vergnügen und die Unbefangenheit Karlinchen's zu wahren. Sie gestattete der Kleinen, sich diesen und jenen Gegenstand zu betrachten. Wenn sie aber erwartete, Bewunderung und Staunen damit zu erregen, so irrte sie, das Einzige, was Karlinchen auffiel, wurde in folgender Bemerkung ausgedrückt:

„Sehr schlecht Staub gewischt hier bei Euch im Schloß, bei unserm Baron mache ich besser rein,“ und sie fuhr mit dem Zipfel ihres Säckchens über die Marmorplatte der Konsole.

Da das Interesse und die Theilnahme der Dame offenbar durch jedes der fecken Worte Karlinchen's sich steigerte, so überließ Frau Bemme die Unterhaltung ihrem Kinde und widmete sich nur der Beobachtung in Rücksicht auf die Ausnützung günstiger Momente.

Als Rose, mitleidig das dünne Kleidchen und die defekten Schuhe des Kindes betrachtend, fragte:

„Du frierst wohl sehr, arme Kleine?“ und Karlinchen gleichmüthig hinwarf: „Davor is et ja auch Winter!“ benutzte Frau Bemme gewandt die Gelegenheit, um durch Klagen über die Winterkälte, feuchte Wohnung und dergleichen dem Mitleid Zugeständnisse zu entreißen. Plötzlich entdeckte Karlinchen das Körbchen mit Beilchen und rief bedauernd:

„Ach Gott ne, wie schade!“

In Rosens Empfinden fand diese Aeußerung Wiederhall, denn auch sie hatte beim Anblick der vielen jungen, an der Wurzel durchschnittenen Blumenleben neben aller Freude etwas wie zärtliches Mitleid empfunden, aber sie hatte das derbe, nur nach der praktischen Seite entwickelte Gefühlleben des armen Kindes aus dem Volke falsch taxirt.

„Wat wollen Sie denn damit machen?“ war die nächste, von einem mitleidigen Zungenschmalzen begleitete Frage.

„Nun, ich freue mich daran!“

„Weiter nichts? Ich sage Ihnen ja, schade vor die schönen Blumen!“

„Was würdest Du denn mit den Beilchen machen?“

„Na, ich binde sie in kleene Sträußchen und die verkaufe ich det Stück davon vor zwee Tute an de Ecke bei 's Brandenburger Thor.“

Armuth und Glend waren dem jungen Mädchen keine fremden Erscheinungen, sie hatte in der Jugend mit manch' hungerndem Kinde ihre kleinen Mahlzeiten getheilt, manch' frierendes mit Stücken ihrer Toilette beschenkt und bis zur Stunde stets ein offenes Herz und offenen Blick für Hülfbedürftige gehabt, aber diese Gattung war ihr nie begegnet. Sie hatte das früh gereifte, von der Natur durch Mutterwitz und gesunden praktischen Sinn gegen die Härten des Lebens bewaffnete Berliner Volkskind bisher nicht gekannt und staunte es an, halb mit Mitleid, halb mit Bewunderung.

Wie viel Kinderglück entbehrte dieß arme kleine Geschöpf, unbewußt allerdings! Jeder Poesie, jeder Illusion, die auch der Armuth nicht zu fehlen brauchte, bar und doch so überlegen der hilflosen Kindheit seines Alters, so hellen, klaren Blickes, so festen Muthes, so sicheren Selbstbewußtseins!

Rose faßte die kleine, rauhe Hand Karlinchen's und sah ihr in die großen, ernstesten Augen, die, weder befangen noch geblendet vom Glanz der Umgebung, sich klug und frei zu der Dame Antlitz erhoben.

„Ich werde Dich nicht vergessen, Karlinchen, und Dir helfen, soweit es in meiner Macht steht,“ sagte sie; dann sich zur Mutter wendend, fragte sie:

„Wie kommt es aber, daß Sie sich hilfeschend gerade an mich wenden, liebe Frau? Mir scheint es befremdlich, daß Sie von all' den Bewohnern des Schlosses gerade mich, eine Ihnen, wie überhaupt in Berlin ganz unbekannte Person, ausgewählt haben? Oder bin ich nur eine unter vielen Anderen? Gehen Sie vielleicht die Reihe durch nach der Hofliste?“

Frau Bemme zögerte einen Augenblick; sie berechnete, ob Offenheit oder Verbergen vortheilhafter für sie sei, die Harmlosigkeit und Reinheit des schönen jungen Gesichts ihr gegenüber bestimmte endlich ihre Antwort.

„Ich habe mich vor Jahren einmal an das königliche Hofmarschallamt gewandt, aber vergeblich. Jetzt wurde ich durch einen Herrn“ — einen Athemzug lang taxirte die Frau ihr vis-à-vis von Neuem, dann fuhr sie fort: „einen Herrn, dem ich aufwarte, aufmerksam gemacht, daß die Frau Prinzessin Amalie vielleicht geneigt sein möchten, etwas für mich zu thun, weil ich aus Hochbergs Heimat gebürtig bin.“

Karlinchen war der Unterhaltung mit Aufmerksamkeit gefolgt, jetzt interpretirte sie:

„Ja, der Baron hat zu Müttern gesagt: ‚Frau Bemme,‘ hat er gesagt, ‚sehen Sie zu, daß Sie an

die Hofdame von die Prinzessin Amalie herankommen, Ihr Schade soll es nicht sind,‘ hat er gesagt.“

Die Geduld der Mutter schien erschöpft, ein heftiger Puff in den Rücken machte Karlinchen damit bekannt, welche diese Zeichensprache offenbar in höherer Tragweite zu deuten wußte, denn sie zeigte sich fortan nicht nur verschlossen, sondern fast mißtrauisch.

Die junge Hofdame erhob sich, Mitleid und Theilnahme waren lebhaft für die Bittstellerin und besonders für deren Kind erregt und sie war entschlossen, ihnen zu helfen. Wie? das wußte sie noch nicht, der augenblicklichen Noth konnte sie aus eigenen Mitteln steuern, um nachdrücklich zu helfen, das hübsche Kind dem täglichen Kampfe um eine armselige Existenz zu entreißen, dazu reichte ihre kleine Hofdamengage nicht, trotz des Zuschusses aus der Hinterlassenschaft des Vaters. An den kleinen Höfen sind die Gehälter der Hofstaaten in Anbetracht der Anforderungen, die an sie hinsichtlich Toilette und Repräsentation gemacht werden, ziemlich gering, und man wählt deßhalb nicht gerne unbemittelte Persönlichkeiten zu solchen Stellungen.

Die Prinzessin Amalie bezog eine ihren Ansprüchen und ihrer Stellung recht genügende Nebenü-

aus dem elterlichen Hause, war aber durch eine sehr ausgedehnte Wohlthätigkeit in ihrem genau geregelten Budget, wie Rose wußte, auf eine größere Summe, besonders im jetzigen Augenblick, nicht vorbereitet.

Vorderhand händigte Rose also der Frau ein paar Thaler ein, notirte sich die Adresse der Leute, steckte der Kleinen die Reste ihres Frühstücks und eine Handvoll Beilchen zu und entließ Beide mit freundlichen Worten und dem Versprechen, sie nicht zu vergessen.

Auf der Treppe begegnete dem Paar eine leichtverhüllte Dame, die schnell an ihnen vorbeihüschte und an die Thüre klopfte, die Rose eben hinter den Bittstellern geschlossen. Frau Bemme war auf der Treppe stehen geblieben, bis die Dame hinter der Thüre verschwunden, und fragte dann den Sakaien Rosens, der in devoter Stellung, mit gesenktem Haupte, die Dame an sich vorübergehen ließ:

„Wer war denn das?“

„Ihre Hoheit die Prinzessin Amalie von K.,“ war die von oben herabgeworfene Antwort.

„Nun, dann können wir der Wahrheit gemäß erzählen, daß wir die Prinzessin gesehen haben,“ flüsterte Frau Bemme Karlinchen zu, das aufmerksam und klug dreinschauende Kind mit sich fortziehend.

Die Prinzessin war indeß wie heimlich und ver-
stohlen in das Zimmer ihrer Dame geschlüpft, ohne
wie sonst von einem ihrer Lakaien auf ihrem Wege
aus der ersten in die zweite Etage begleitet zu sein.

Rose empfing ihre Gebieterin mit einem Ausruf
der Ueberraschung, zwiefach begründet. Einmal war
es außergewöhnlich frühe für einen Besuch der Prin-
zessin, welche bis zehn Uhr Morgens für den „guten
Morgen“ des Prinzen sich in ihrem Salon hielt,
dann aber galt der Ausruf des Staunens dem An-
blick, der sich der Hofdame bot, als die Verhüllung
vom Haupte der Prinzessin sank.

Bisher hatte Prinzessin Amalie eigensinnig an
einem Arrangement ihres aschblonden Haares fest-
gehalten, welches aus der Kinderstube stammte, stramm
und glatt wie eine Paraderfrisur aus des großen
Friedrich Zeiten, und weder der Farbe noch dem
Reichthum ihres Haarschmuckes gerecht wurde. Er-
röthend und lächelnd, halb geschmeichelt, halb ver-
legen sträubte sich die Prinzessin jetzt gegen die Kom-
plimente ihrer Dame wegen der vortheilhaften Ver-
änderung ihres Hauptes.

„Ihre Jungfer ist eine wahre Tyrannin, liebe
Rose,“ plauderte die Prinzessin dann heiter und
etwas aufgeregt, während sie, der Aufforderung ihrer

Hofdame folgend, auf dem steifen, altmodischen Sopha Platz nahm.

„Pitt“ — es war dieß die vertrauliche Bezeichnung für die alte Kammerfrau, welche der Prinzessin seit deren Geburt diente und ausnahmsweise derselben in die neue Heimat bei der Verheirathung folgen durfte, bei welcher Gelegenheit sonst die ganze persönliche Bedienung entlassen und pensionirt zu werden pflegt — „Pitt wird außer sich sein, wenn sie mich erblickt, und ich selbst komme mir vor wie maskirt. Es soll auch nur ein Versuch sein — aber — in der That — die Person — wie heißt sie doch schon? — ist fabelhaft geschickt, und ich begreife nicht, weshalb Sie sie nicht mehr beschäftigen; sie klagte sehr darüber und bat mich, ihrer bei eintretender Vakanz zu gedenken. Da nun die Dreifuß heirathen will und Sie an der ‚Person‘ nicht hängen, so könnte man ja überlegen, ob sie sich nicht zur Garderobière für mich eignen möchte. Pitt wird so alle Tage grämlicher und ungeschickter.“

Rose konnte während dieser Auseinandersetzung das graziose Lockengebäude nach modernstem Styl studiren und die Geschicklichkeit ihrer Kammerjungfer bewundern. Die Kunst der Toilette war doch nicht zu unterschätzen. Prinzessin Amalie erschien ihrer Hof-

dame heute sehr vortheilhaft verändert, selbst die blassen Augen der Prinzessin hatten Glanz und Leben erhalten, weil die dichten, aber vollkommen farblosen Brauen und Wimpern sich heute deutlich von der alabasterweißen Haut abhoben. In liebenswürdigem Entgegenkommen bat Rose Ihre Hoheit, über die Talente ihrer Jungfer ganz nach Gefallen zu disponiren, und fügte hinzu: „Ich bedarf ihrer in der That sehr wenig, und das Mädchen mag wohl Recht haben, wenn sie fürchtet, bei mir ihre erlernten Fertigkeiten zu vergessen. Für Lina's Zukunft ist die Aussicht, in den Dienst Eurer Hoheit zu treten, von unendlichem Werth, und ich stehe ihrem Glücke sicher nicht im Wege.“

Sich über die duftenden Beilchen neigend, fragte die Prinzessin schelmisch:

„Wieder ein Geschenk Scherikoff's?“

Rose lächelte.

„Ja, in der That! Von jedem Andern könnte es mich verlegen machen, diese durch das Gewand der Bescheidenheit maskirte reiche Gabe zu empfangen, da ich jedoch von Eurer Hoheit erfahren, daß es des guten Fürsten Leidenschaft ist, von seinen Schätzen mitzutheilen, und diese seine Passion sich mir gegenüber in eine so liebenswürdige Form kleidet, ich

außerdem eine unbeschreibliche Freude an diesen süßduftenden, mildfarbigen Blumen habe, so betrachte ich den täglichen Blumengruß als ein freundliches Nismet.“

Bei den letzten Worten strich sie leise, wie lieblosend mit der Hand über die weichen blauen Köpfchen.

Prinzessin Amalie sah ihr nachdenklich zu.

„Ich glaube, die Keil,“ begann sie nach kleiner Pause, „und — und — auch der Prinz würde dieser einfachen Sache eine andere Deutung unterlegen, es ist deshalb besser, Sie erzählen nicht einem Jeden davon. — Dabei fällt mir ein, Achim war heute schon vor dem Frühstück bei mir, er ist mit Petow frühe ausgefahren in einer Pferdekaufangelegenheit, deshalb sehen Sie mich so zeitig frei. Es ist mir dieß recht lieb, denn ich gestehe, daß mir die Sorge um die beiden kostbaren Chatons keine Ruhe läßt. Pitt hat die ganze Nacht kein Auge geschlossen, ihr war der Schmuck anvertraut und sie muß ihn Stück für Stück dem Kronbeamten wieder zustellen. Ihrer Unachtsamkeit allein ist der Verlust zuzuschreiben, obgleich sie behauptet, jeden der Chatons mit außergewöhnlicher Sorgfalt angeheftet zu haben, und mir beweisen wollte, daß die dazu benützten weißen Seidenfäden sämmtlich durchgerissen seien, was für die schlechte

Qualität derselben und betrügerische Berliner Kaufleute zeuge. Haben Sie noch nichts von dem Herrn der B.'schen Legation oder jener Dame gehört?"

Rose verneinte und die Prinzess fuhr erregt fort:

„Was soll nun werden, wenn wir die Steine nicht wieder erhalten? Selbst wenn ich den großen Verlust aus meinen Mitteln decken und ähnliche Steine zu beschaffen suchte, der Prinz würde es immer erfahren und mir die bösesten Szenen machen! Sie wissen, er hat Pitt nur auf meine dringenden Bitten und gegen alle Bestimmungen mir in meine neue Heimat folgen und sie dieß stets entgelten lassen; nach solchem Vergehen würde er die Aermste ohne Erbarmen und — ohne Pension sofort entlassen!“

Noch lamentirte die hohe Dame in ähnlichen Worten, wenig getröstet durch Rosens Gegenvorstellungen, die, wie sie wohl wußte, auch keiner gläubigen Zuversicht entsprangen, als die vorhin besprochene Kammerjungfer den zierlichen, brünetten Kopf aus der vorsichtig geöffneten Schlafstubenthür steckte und mit eigenthümlich zuversichtlichem Lächeln wichtig und eilig „eine Dame“ meldete, die in dringender Angelegenheit das gnädige Fräulein zu sprechen begehre.

„Wieder eine Bettlerin?“ fragte Rose.

„O bewahre!“ war die Antwort, „eine sehr elegante Dame.“

„Hat sie denn nicht ihren Namen genannt?“

Die kleine Rose trat in das Zimmer und überreichte ihrem Fräulein eine Karte, zugleich betonte sie, der Prinzessin zugewandt:

„Ich sagte der Dame, daß Ihre Hoheit die Frau Prinzessin eben bei dem gnädigen Fräulein seien, aber sie bestand nichtsdestoweniger darauf, gleich angemeldet zu werden.“

Rose hatte nur einen Blick auf die Karte geworfen und diese dann der Prinzessin gereicht.

Sich hastig erhebend, winkte die junge Fürstin dem Mädchen.

„Führen Sie die Dame nur gleich herein,“ und Rosen flüsterte sie zu:

„Es thut nichts — Niemand weiß es — es ist ja nur ein Moment.“

Wenige Sekunden darauf öffnete sich die Thüre des Salons, und an dem Lakaien vorüber schritt die schlanke, anmuthige Gestalt einer vornehm, mit einfacher Eleganz gekleideten Dame — Fräulein Bellarina vom königlichen Ballet.

In ungezwungener Grazie verneigte sich das vielbewunderte, schöne Mädchen vor der Prinzessin —

ihr war in Berlin oft das Glück geworden, den hohen Herrschaften gegenüberzustehen, denn nicht nur in Bezug auf ihre Kunst und Schönheit, sondern auch auf Sitte und Moral erfreute sich Fräulein Bellarina eines makellosen Rufes, sowie in Folge dieser Vereinigung blendender Eigenschaften vielfältiger hochehrender Auszeichnungen. Ehrerbietig, formvoll und bescheiden, aber durchaus frei von jeglicher Befangenheit redete Fräulein Bellarina die ihr verlegen gegenüberstehende Prinzessin an:

„Es erfüllt mich mit besonderer Freude und Genugthuung, Eure Hoheit persönlich mit dem Ausdruck unterthänigster Ergebenheit ein Kleinod wieder zustellen zu dürfen, welches Eure Hoheit gestern auf dem Opernhausballe verloren haben und welches ein glückliches Ungefahr mich finden ließ.“

Die Hand, welche der Prinzessin bei diesen Worten einen kleinen Karton darbot, zeugte von Eleganz und gutem Geschmack, denn der Jouvin'sche Handschuh umschloß die Hand, ohne sie zu beengen, und wenn man den Adel der Rasse nach der Feinheit der Extremitäten berechnen wollte, so genoß Fräulein Bellarina hier einen ganz unberechtigten Vorzug, denn die gepflegte weiße, aber große Hand der fürstlichen Dame überschritt zweifellos das Schönheitsmaß.

Uebrigens erfaßte Prinzessin Amalie in dankbarer Freude die Hand der Tänzerin, die hohe Frau fand auch herzliche und unbefangene Worte, um ihre Empfindung auszudrücken. Rose machte nur die Zuschauerin, wie es von der Hofdame erwartet wird, und nur wenn die Prinzessin sie durch eine Frage in das Gespräch zog, warf ihre Antwort ein unbedeutendes Komma dazwischen.

Schon sah Prinzessin Amalie sich hülfe-, das heißt den passenden Schluß suchend, der doch von ihr ausgehen mußte, nach ihrer Ehrendame um, da trat eine neue, ganz unerwartete Unterbrechung ein.

Die Hoflakaien pflegen einige Aehnlichkeit mit unseren Diplomaten zu haben, insofern sie Alles beobachten, berechnen und deuten, ohne daß ihre Mienen davon Kenntniß geben dürfen; eben indeß zitterte über dem Gesicht des eintretenden Lakaien ein rother Schein der Unruhe und Verlegenheit, als er mit halblauter Stimme meldete: „Seine Hoheit der Prinz!“

Die Wirkung dieser Worte war, wie die Oberhofmeisterin sich ausgedrückt haben würde, eine „foudroyirende“, wenigstens auf die Prinzessin und ihre Dame, während Fräulein Bellarina unerschüttert, obwohl verwundert dreinschaute, als sie die Hofdame

erschreckt zusammenfahren und die Prinzessin ohne ein Wort der Erklärung in das Nebenzimmer flüchten sah.

Der Prinz folgte dem Lakaien auf dem Fuß. Rose hatte gerade Zeit, die Tänzerin der Prinzessin nachzuschieben, als der hohe Herr bereits mit den Worten: „Ich störe doch nicht?“ ihr entgegen trat.

Prinz Joachim sah animirt aus, lebhaft und heiter wie Jemand, der eben etwas Angenehmes erfahren oder für Andere in Bereitschaft hat. Er schien die Verwirrung der jungen Dame nicht zu beachten, streifte eilig den Handschuh von der Hand und faßte mit warmem, festem Druck die zögernd ihm begegnenden Finger Rosens. Ihrem Blick nach dem Nebenzimmer folgend, fragte er:

„Sie haben die Gräfin zur Zimmernachbarin?“

Und auf Rosens Antwort, daß sie mit ihrer Jungfer allein in der oberen Etage wohne, Gräfin Keil unten logirt sei, führte er die folgende Unterhaltung in französischer Sprache — vielleicht in Rücksicht auf die Nachbarschaft der Jungfer:

„Ich konnte es mir nicht versagen, Fräulein Rose, selbst der Ueberbringer einer freudigen Botschaft zu sein und mich an Ihrer Ueberraschung zu weiden.

Soeben fand ich in einem Transport englischer Pferde, aus denen Petow meines Onkels Marstall zu kompletiren befugt ist, ein vollkommen zugerittenes Damenpferd, thorough-bred, hochelegant und lammfromm! — Mein erster Gedanke galt Ihnen und unseren langgeplanten und nie ausgeführten Spazierritten zu Zweien. Ich legte sofort Beschlag auf das Thier und komme, Sie zu fragen, wann wir den ersten Ausflug machen wollen. Fast möchte ich Sie auf der Stelle entführen. Der herrliche, warme Sonnenschein und die weichen Reitwege des Thiergartens begünstigen und unterstützen meinen Wunsch.“

Ganz erfüllt von seinem Gegenstand hatte der Prinz schnell und lebhaft gesprochen, ohne die zunehmende Unruhe Rosens zu bemerken. Er wußte ja, daß sie kein größeres Vergnügen kannte, als einen flotten, freien Ritt, daß sie einst jubelnd darauf gehofft, und war ihres freudigen Dankes gewiß.

Es erfolgte aber nichts derart.

Rose suchte beklommenen Herzens nach Worten, welche nicht verletzen sollten und doch eine Enttäuschung enthalten mußten, denn dieß einst heiß ersehnte Vergnügen hatte längst seine harmlose Freude für sie verloren, es war der berechnenden Vorsicht zum Opfer gefallen. In der Begleitung des Prinzen

durfte sie sich demselben nicht mehr hingeben, und damit war auch das Reiten in anderer Gesellschaft ausgeschlossen. Das Peinliche der Lage wurde noch gesteigert durch das Bewußtsein, daß Prinzess Amalie und Fräulein Bellarina jedes Wort der Unterhaltung hören konnten. Es gab zwar durch das nächstfolgende Zimmer der Jungfer einen Ausgang, der auf denselben Korridor mündete wie der Salon, aber eben deshalb von der Prinzessin gewiß nicht benützt werden würde, denn sie mußte an den Lakaien, vielleicht an irgend Einem aus der Begleitung des Prinzen vorüber.

Alle diese Erwägungen überstürzten sich in Rosens Kopf.

„Nun?“ fragte der Prinz, „erhalte ich kein freundliches Wort?“

Sie faßte sich gewaltsam. Das Verbergen der Wahrheit, Erfinden nichtiger Ausflüchte war ihre Sache nicht und doch — sie mußte wohl oder übel auf dem unbequemen Wege vorwärts.

„Eure Hoheit sind sehr, sehr gütig, und ich bin gewiß von Herzen dankbar, aber — aber — —“

„Aber —“ wiederholte der Prinz erstaunt.

„Es bleibt mir jetzt so wenig Zeit — bei dem täglichen Dienst — den vielen gesellschaftlichen An-

forderungen — ich kann von dem gütigen Anerbieten wirklich keinen Gebrauch machen. Ihre Hoheit die Frau Prinzessin dürfte meine Dienste auf Stunden kaum entbehren können.“

Wenn das Antlitz des Prinzen ein Spiegel seiner Empfindungen war, so sank die Temperatur derselben bei jedem Wort der Hofdame, bis von der warmen Freude, welche beim Eintritt sein Antlitz erhellt hatte, nichts als kalte Aufmerksamkeit übrig blieb.

Der hohe Herr betrachtete nun erst das junge Mädchen genauer und ließ einen forschenden Blick durch den Salon gleiten.

„Sie hatten eben Besuch?“

Das antwortende „Ja“ klang schüchtern, die Augen blickten aber dabei so unschuldig bange zu ihm empor, daß sich unter dem Einfluß dieser sanften Strahlen der Ton wieder milderte, indem der Prinz weiter examinirte:

„Und Sie haben eben etwas Besseres vor?“

„Das nicht, Eure Hoheit, ich halte mich nur wie immer um diese Zeit für etwaige Befehle Ihrer Hoheit bereit.“

„Für diese alltägliche Beschäftigung befinden Sie sich heute auf merkwürdig unsicherem Boden, mein

gnädiges Fräulein. Vorläufig fehlt es Ihnen an Routine auf den gefährlichen Wegen des höfischen Irrgartens. Können Sie mir nicht die Wahrheit sagen?"

Er sprach die letzten Worte bittend und faßte von Neuem ihre Hand.

„Sie zittern und Ihre Hand ist kalt — was haben Sie, was beunruhigt Sie?"

Rosens Qual steigerte sich von Minute zu Minute. Was sollten die beiden unsichtbaren Zeugen von dieser Szene denken?

Ausweichend, abwehrend bat sie:

„Eure Hoheit wollten mir doch nur eine Freude bereiten — —“

„Und Sie haben keine Freude mehr an einem erfrischenden Ritt nach einer halbdurchwachten Nacht und nach der ermüdenden Hitze des gestrigen Abends? Wie sehr Sie doch Ihren Geschmack geändert haben!“

„Das ist es nicht, Eure Hoheit. Unter anderen Verhältnissen würde ein Ritt am frühen Morgen nach einem Fest wie das gestrige noch denselben Reiz für mich haben — jetzt — hier — ich fürchte wirklich —“

Sie erröthete bis zu den Schläfen und verwirrte sich in unzusammenhängenden Worten.

Der Prinz unterbrach sie nicht, sein Ausdruck wurde weich, zärtliches Mitleid erfüllte sein Herz, er dachte daran, wie offen diese reine Kinderseele immer gewesen, bis — ja, bis er sie voreilig getrübt, und doch verlangte sein selbstsüchtiges Herz nun dennoch zu erfahren, daß dieß nicht zu seinem Nachtheil geschehen. Wie eine Abbitte kam es über seine Lippen:

„Rose, ich gestehe es, ich suchte ein Alleinsein mit Ihnen, um es endlich wieder zwischen uns klar werden zu sehen, seien Sie ebenso ehrlich! — Rose — ist es dieß Alleinsein mit mir, welches Sie fürchten?“

Sie wendete das Haupt vor seinen zärtlichen Blicken und faltete die kleinen, zitternden Hände über der angstbeklemmten Brust.

„Ich fürchte allerdings, Hoheit, daß man es unschicklich finden möchte.“

Es war mehr, als sie ihm zugestehen wollte, und diente nur dazu, ihn in seinem eitlen Wahn zu befestigen.

„Früher lagen Ihnen solche Bedenken fern. Sie stehen unter fremdem, mir feindlichem Einfluß. — Habe ich Ihr Vertrauen ganz verloren?“

Sie schwieg — noch immer abgewendet.

„Bin ich Ihnen denn nichts, gar nichts mehr?“

Was soll ich thun, Sie mir wieder zu gewinnen?
Sprechen Sie, liebe Rose!“

„Eure Hoheit sind viel, viel zu gütig!“ stammelte das geängstigte Mädchen.

„Das sind höfische Phrasen — ich bin nicht gewohnt, solche nichtsbedeutende Worte aus Ihrem Munde zu hören. Blicken Sie mir nur einmal in's Auge wie ehemals und sagen Sie mir dann, was Sie so verändert hat!“

Vergebens bemühte sich Rose, Stimme und Blick zu festigen, Thränen bitterer Qual zitterten hindurch.

„Ich bin vielleicht das kindische Geschöpf nicht mehr, das ich war, als ich an den Hof kam.“

Er fiel ihr leidenschaftlich in's Wort:

„Das süße, bezaubernde Geschöpf, welches meinem leeren Dasein einen Inhalt zu geben, mein guter Engel zu sein versprach — Rose, Rose, sind Sie es so schnell müde geworden?“

Es war zu viel für das arme Kind. Keins der Worte des Prinzen überschritt geradezu die Grenze des Schicklichen, enthielt im Rückblick etwas Unwahres, und doch war jedes dazu angethan, sie in ein falsches Licht zu stellen, ohne daß es ihr möglich wurde, sich zwischen diesen halben Wahrheiten hindurchzuwinden.
— Der Prinz hatte Recht, ihr fehlte die Routine —

das war eine Situation, in welcher eine Gräfin Lory brillirt, ein prickelndes Vergnügen gefunden haben würde, diesen Halbheiten mit halben Waffen zu begegnen, den versteckten Kampf auf ein bequemes Terrain hinüberzuspielen, sich zu sichern, ohne sich einen Feind zu machen — das einfache Kösschen vom Haff verstand nichts von alledem. Recht und Unrecht, Schein und Sein wurde ihr unter den Händen verwechselt, ihrer jungen, achtzehnjährigen Erfahrung, ihrem Kinderherzen wagte sie nicht mehr zu folgen, ihr vertrauensseliger Glaube an Alle, die es gut mit ihr zu meinen vorgaben, war erschüttert, ihr Rechts- und Pflichtbewußtsein verwirrt. — O, sie hätte den Prinzen um Erbarmen bitten mögen, wenn sie es der verborgenen Lauscher wegen gewagt, so hob sie nur mit flehender Geberde die Hände empor und sah ihm mit thränenschwerem Blick bittend in das leidenschaftlich erregte Antlitz; in ihrer keuschen Jungfräulichkeit, in ihrer waffenlosen Unschuld unsäglich rührend. Der Prinz empfand den vollen Zauber davon, er sah die junge Brust unter ängstlichen Athemzügen sich heben, über die dunklen Wimpern große Tropfen sich drängen und glaubte den herauschenden Verheißungen seiner Eitelkeit, die ihn in dem rührenden Bilde nur einen Kampf des

Herzens gegen die wachsende Erkenntniß erblicken ließ; er war viel zu sehr Egoist, um großmüthig den Vortheilen der Stunde zu entsagen.

Prinz Joachim war kein Don Juan, auch kein böser Vogelsteller, er handelte nicht nach wohlberednetem Plan, nutzte nur die Chancen aus, die ihm sein gutes Glück bot, und wußte sich ihm anzupassen. Gewissermaßen handelte er sogar immer bona fide, weil stets von angeborener und durch das Leben sattjam gepflegter Eitelkeit geblendet, deren süße, wohlthuende Empfindungen sich so leicht mit Herzengüte, Edelsinn, Großmuth und dergleichen anderem Tugendsschmuck verwechseln lassen.

Er liebte das junge Mädchen nach seiner Weise, fand sich instinktiv in ihr Wesen und in die dafür passende Rolle, die er jedoch jederzeit mit einer besseren zu vertauschen bereit war. Und der Moment schien gekommen. In seiner glückstrahlenden Ueberzeugung ergriff er beide Hände Rosens, küßte die Thränen auf, die dort niedergefallen, drückte sein glühendes Antlitz hinein und jubelte in leidenschaftlichem Aufwallen:

„O, diese köstlichen Tropfen! Ihre Augen sind gütiger als Ihre Lippen! Dank, Dank den süßen Berräthern!“

Im ersten Augenblick starr, hatte Rose dann mit einem Aufschrei des Entsetzens ihre Hände dem Prinzen entrisßen.

„Rose, angebetete Rose!“

Sie blickte außer sich vor Schrecken nach der verhängnißvollen Thür, dann überkam sie der Wuth der Verzweiflung — ein Ende mußte gemacht werden, verstand sie es nicht, sich durchzuwinden — hilf Gott — so mußte sie sich durchschlagen.

Mit der Hand durch die Luft fahrend, als wolle sie mit dieser Bewegung die sie einspinnenden Truggewebe zerreißen, richtete sie sich hoch auf — die Thränen stockten, und ihre Stimme hatte einen ungewohnten tiefen und entschlossenen Klang.

„Ich verstehe Sie nicht, Hoheit, Eines nur bin ich mir sicher bewußt, und Sie müssen es auch erfahren, damit es endlich klar zwischen uns wird, wie Sie selber wünschen. Sie verschwenden Ihre Güte an eine Undankbare, Ihre Worte erfüllen mich nur mit Schrecken. Lassen Sie mich unbeachtet gehen, Sie verwirren meine Wege — ich finde mich allein besser zurecht.“

Wie ein Strahl kalten Wassers auf ein glühendes Eisen wirkten diese Worte auf den Prinzen.

„Ein Theatercoup, für unsichtbare Zuhörer be-

rechnet," sagte er sich sofort, und seine leidenschaftliche Glut schlug in zischende Wuth um.

Auch er blickte nach der Thür des Nebenzimmers, seine schwergetroffene Eitelkeit vermuthete dort eine Vermehrung ihrer Niederlage. Nach der ersten Ueberraschung bemühte er sich, seines Zornes Herr zu werden, das prinzliche Hoheitsbewußtsein, diese bequem schwellende Flut, wollte aber zum Ertränken der niedrigen Empfindungen nicht ganz hinreichen. Jede Muskel in seinem Antlitz zuckte, als er versuchte, an Kälte sein tapferes Gegenüber zu überbieten.

"Ich begreife, daß ich hier zu viel bin, und gestehe gern, daß ich mich vollständig düpiiren ließ," begann er voll Hohn. „Wenn Sie aber erwarten, mein gnädiges Fräulein, sich durch ein paar fecke Worte den Weg freigelegt zu haben, so dürften Sie sich ebenfalls einer Täuschung hingeben. Ich werde der Oberhofmeisterin befehlen, Ihren Freiheitstrieb zu zügeln. — Sie haben ganz Recht — für mich ist das keine Aufgabe mehr.“

Mit einer kurzen Verbeugung hatte er den Salon verlassen.

Rose blieb wie betäubt sekundenlang auf demselben Fleck stehen, dann ging sie mit schweren Schritten

nach ihrem Schlafzimmer, öffnete die Thür und fand das Zimmer leer. Sie athmete erleichtert auf. Vielleicht hatten Beide, die Prinzessin wie die Tänzerin, den kleinen Raum nur passirt, um durch das Zimmer der Jungfer auf den Korridor zu gelangen.

Fräulein Lina steckte neugierig ihr Vordach durch die Thürspalte.

„Ist der Prinz fort, gnädiges Fräulein? Ach, mein Gott, wie habe ich mich geängstigt für die Liebe, arme Frau Prinzessin! Vor fünf Minuten erst habe ich sie hier durch mein Zimmer führen müssen, vorher aber hat sie mir noch ein Buch vom Nachttisch des gnädigen Fräuleins gegeben.

„Lina,‘ hat sie gesagt, ‚wer befindet sich draußen im Korridor?’

„Nur der Lakai, der Seine Hoheit den Prinzen heraufbegleitete,‘ habe ich geantwortet.

„Dann geben Sie das Buch dem Lakaien,‘ hat sie befohlen, ‚er soll es gleich hinunterbringen in mein Boudoir, und wenn Ihnen daran liegt, die Garderobensfrauenstelle zu erhalten, so schweigen Sie über Alles, was Sie hier gesehen haben.’

„Sowie der Lakai die Treppe hinunter verschwunden war, ist die Prinzessin schnell gefolgt, fast hinabgeflogen.“

„Und die andere Dame?“ fragte Rose mechanisch.

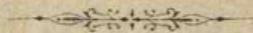
„O, die ging gleich fort, an dem Lakaien vorbei, — es kannte sie ja Niemand,“ setzte Fräulein Lina mit der schnell gewonnenen Dreistigkeit des Domestiken hinzu, der sich in's Vertrauen gezogen glaubt.

Sie schien zu ferneren Mittheilungen aufgelegt, irrte aber in der Annahme, daß ihre Herrin durch das Vorgefallene weniger zurückhaltend geworden.

Rose winkte ihr mit der Hand ein: „Schon gut!“ und trat in ihren Salon zurück.

Die Jungfer murmelte hinter ihr drein:

„Nicht zum Aushalten mit solchen stummen, langweiligen Menschen! Wenn sie sich von mir bedienen ließe, wie sich's gehört, so wollte ich bald wissen, was in ihr steckt, aber sie läßt Einen kaum an sich heran — purer Hochmuth — weiter nichts.“



Im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

India.

Roman von

Robert Byr.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

In einem der berühmtesten Luftkurorte der Schweiz, dem schönen Meiden, und an den prächtigen Gestaden des Bodensees spielt diese Herzensgeschichte zweier, scheinbar im innersten Wesen tief verschiedener, durch Familiengeschichte getrennter Charaktere, die sich in der bunten Welt, welche ein Kurort zufällig zusammenführt, anziehen und abstoßen, um sich zuletzt um so inniger aneinander anzuschließen. Mit besonderem Geschick hat der Dichter in den episodischen, aber eng in die Handlung verwobenen Figuren manche Zeitrichtung und Zeitverirrung zu beleuchten verstanden, wodurch der geistvolle Roman noch ein besonderes aktuelles Interesse erhält.

Garde du Corps.

Novelle von

Gregor Samarow.

Zweite Auflage.

Preis broschirt M. 4. 50; fein gebunden M. 5. 50.

Die Novelle „Garde du Corps“ ist ein kleines, heiteres und harmloses Bild aus dem militärischen Leben des früheren Königreiches Hannover. Die alte hannöver'sche Kavallerie hatte ihre ganz besonderen, kaum in einer andern Armee sich wiederfindenden Eigenthümlichkeiten durch ihren innigen Zusammenhang mit der Landbevölkerung und durch das vertraulich herzliche Verhältniß, in welchem die aus den besten Kreisen des Volkes hervorgegangenen Mannschaften zu ihren Offizieren standen. Die kleine Novelle führt nun dem Leser eine novellistische Episode aus dem frischen, fröhlichen Reiterleben der alten hannöver'schen Garde du Corps vor. Die hannöver'sche Armee ist verschwunden vor dem Wehen des Hauches der Weltgeschichte, aber die Kämpfe des Jahres 1870 haben bewiesen, daß der alte Geist des Muthes und der Treue fortlebt in den Söhnen Niederjachsens — ihr Blut hat sich in reicher Opferfreudigkeit eingefügt dem edlen Kitt, der des neuen Deutschlands herrlichen Bau zusammenhält.

Amazonen.

Roman von

Karl Vosmaer.

In deutscher, autorisirter Uebersetzung von **Lina Schneider.**

Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.**

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Georg Ebers sagt in seinem Vorwort über diesen Roman: „Man wird in demselben weder haarsträubende Ereignisse, noch verwickelte und krankhafte Evolutionen der Seele, noch die Nachtseiten der menschlichen Natur und modernen Gesellschaft in grellen Farben dargestellt finden, wohl aber reiche Gelegenheit haben, sich an der feinen Zeichnung des inneren Lebens und der Herzenskämpfe gesunder und hochentwickelter menschlicher Wesen zu freuen. Einer der tiefsten Kenner der alten wie der neuen Kunst führt uns in diesem Buche von Pästum nach Neapel und läßt uns zu Rom an dem Höchsten und Größten theilnehmen, was die ewige Stadt der menschlichen Seele zu bieten vermag.“

Die Thierbändigerin.

Roman von

S. Rosenthal-Bonin.

Preis broschirt M. 4. 50; fein gebunden M. 5. 50.

Der bekannte und so sehr geschätzte Romancier entrollt hier vor dem Leser ein neues Bild, er führt in die seltsamen, unheimlichen Kreise des Menagerielebens, der Virtuosen im Löwenzwinger — das ist aber nur ein Vorzug dieses mit den frischesten, lebhaftesten Farben gemalten Romans. Die große Anziehungskraft, welche dieser Autor auf alle Leserkreise ausübt, besteht in der Fülle interessanter Verhältnisse, fesselnder Beziehungen der Helden und Heldinnen zu einander, in der lebenswahren Schilderung und in der Entwicklung einer außerordentlich spannenden Handlung, die seinen Romanen eigen.

An der Grenze.

Roman von
Johannes van Dewall.

2 Bände. Preis broschirt M. 8. —; fein gebunden M. 9. —

In dem Roman „An der Grenze“ hat Johannes van Dewall sich auf einem Terrain bewegt, das er wie kaum ein anderer deutscher Schriftsteller beherrscht, wo er die großen Gaben seines Talentes am glänzendsten entfalten kann. Der geistvolle Erzähler führt uns hier mitten hinein in die letzte Polenerhebung gegen Rußland. Der Roman spielt theils auf österreichischem, theils auf russischem Boden und schildert in meisterhafter Entwicklung den Kampf zwischen Liebe und Soldatenehre. Auf dem Hintergrunde einer stürmischen, kriegerisch bewegten Zeit loht düster dieß leidenschaftliche Verhältniß des österreichischen Offiziers zu der berechnenden, nur ihre politischen Zwecke verfolgenden Polin. Mit großer Kunst ist die Insurrektion als treibende Kraft in die Erzählung verwebt, ein historischer Zug durchweht diesen Roman, dessen große Fülle von Figuren mit vollendeter Plastik vor uns stehen, so lebensvoll und wahr, daß sie uns die tiefste Theilnahme an ihrem Handeln, an ihrem Geschick abnöthigen.

Elementargewalten.

Roman von
O. Ernst.

2 Bände. Preis broschirt M. 7. —; fein gebunden M. 8. —

Ein neues, großes Talent tritt uns in diesem unter den zeitgenössischen Romanciers sich sofort eine erste Stellung erobernden Dichter entgegen, der die Elementargewalten der Leidenschaft in ergreifenden, von Farbenglut strahlenden und leuchtenden Szenen, in ungebrochenen, gewaltigen Charakteren, in einer von großen Kontrasten durchfluteten Handlung entfesselt. Der großartige Hintergrund des modernen Aegypten mit der farbenreich geschilderten Landschaft und Sitte, die Bilder von Suez, Kairo, Tanta geben dem Roman ein aktuelles Interesse, während die schöpferische Phantasie des Dichters ihre leidenschaftliche Glut und ihre wunderbaren Lichteffekte aus dem heißen Boden des Orients gesogen zu haben scheint.

Ein Schatten aus vergangenen Tagen.

Roman von

Sieronimus Lorm.

Zweite Auflage.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Dieser Roman Lorm's entwickelt in reicher und wechselvoller Szenerie, die theils in Ungarn, theils in Wien sich abspielt, eine von Anfang bis zu Ende äußerst spannende Handlung. Grundlage derselben ist ein nur selten vorkommendes Verhältniß zwischen zwei Liebenden, und die Schicksale derselben entfalten zugleich die Bewegungen und Anregungen, welche Oesterreich unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Franz I. erfüllten.

Die Sturmhexe.

Roman von

Gräfin M. Reyserling.

Zweite Auflage.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Gräfin M. Reyserling hat die großen Hoffnungen, die ihre „Lucciola“ erweckte, vollständig erfüllt. „Die Sturmhexe“, welche ebenfalls in Italien spielt, ist noch bedeutender in der Konzeption, die Erfindung ist noch gewaltiger, die Farben ihrer Schilderungen sind noch wärmer, gesättigter als in ihrer ersten Dichtung. Wir treiben auf einem wilden Meer von Leidenschaften, aber die Dichterin hält das Steuer in sicherer Hand. Der Reiz des Geheimnisses, der die einzelnen Figuren umschwebt und auf der ganzen Geschichte und ihren wunderbar verflochtenen Handlungen ruht, gibt dem Roman einen sensationellen Charakter, aber sensationell im besten Sinn des Wortes: wir werden von Anfang bis zu Ende unwiderstehlich gefesselt. Und was dem Roman seine besondere Bedeutung verleiht, die Dichterin kennt den Boden, den sie mit uns betritt, wie Wenige: sie kennt namentlich auch die Menschen in Italien, den Charakter des niedern Volkes wie der höheren Stände bis in das geheimste Fältchen und weiß diese Kenntniß mit echt poetischer Gestaltungskraft zu verwerthen.

Plewna.

Roman von

Gregor Samarow.

3 Bände. Preis broschirt M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Der Roman „Plewna“ bildet die Ergänzung von „Um den Halbmond“, sofern der zweite Roman nicht eigentlich eine Fortsetzung des ersteren ist, sondern nur die jenem zum Grunde liegende historische Epoche in ihrer weiteren Entwicklung und in ihrem vorläufigen Abschluß behandelt. In dem Roman „Um den Halbmond“ waren die Zustände auf der Balkanhalbinsel und in Konstantinopel geschildert, welche dem letzten orientalischen Kriege vorhergingen und den Ausbruch desselben mit verhängnißvoller Nothwendigkeit zur Folge haben mußten; zugleich sollten die Figuren des eigentlichen Romans ein Bild der Zustände in der russischen Gesellschaft vom Throne herab bis in jene dunklen Tiefen hinein geben, die von Zeit zu Zeit wie plötzliche Explosionen die Ausbrüche der nihilistischen Verschwörung hervorblitzen lassen. Der Roman „Plewna“ führt den Leser in die Ereignisse auf dem großen Kriegstheater der Balkanländer, welche seit Jahrhunderten so viel blutige Kämpfe gesehen haben. Die Ursachen und Folgen der verhängnißvollen Stockung, welche Osman Pascha in den anfänglich so überraschen Siegeszügen der russischen Armee durch die Besetzung und Befestigung von Plewna hervorbrachte, werden besonders eingehend behandelt, ebenso wie das Ende des Feldzuges mit seinen Erfolgen und zugleich auch seinen Enttäuschungen, die heute noch die russische Politik und die Stellung Rußlands in Europa bedingen. Der Zusammenhang beider Romane schließt jedoch nicht die absolute Nothwendigkeit ein, daß der Leser des einen auch den andern kennen müsse, vielmehr ist jeder einzelne in sich völlig abgeschlossen und auch ohne die Kenntniß des andern verständlich. In den Schilderungen der historischen Ereignisse auf dem diplomatischen Gebiet, wie auf den Schlachtfeldern hat der Verfasser, wie in allen seinen zeitgeschichtlichen Arbeiten, mit der äußersten Sorgfalt und auf Grund der eingehendsten Studien die historische Treue festzuhalten sich bemüht, während natürlich die rein romantischen Episoden, ebenso wie die Figuren ausschließlich der Dichtung angehören.

Chavrilac.

Roman von

Leo Warren.

3 Bände. Preis broschirt M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

„Chavrilac“ führt vor den Leser ein bewegtes, buntfarbiges und doch wahrheitsgetreues Bild des Lebens in der großen Weltstadt, die man oft — und wohl nicht mit Unrecht — das moderne Babel genannt hat. Der Verfasser hat früher schon in „Ueber Land und Meer“ in einer Serie von Artikeln über „das kaiserliche Paris“ die dortige Gesellschaft zum Gegenstande einer historisch-kritischen Darstellung gemacht, in seinem jetzigen Werke führt er das Leben und die Wechselbeziehungen der verschiedenen Klassen in der Form des Romans vor, — vielleicht noch klarer und verständlicher, jedenfalls aber noch anziehender und spannender die einzelnen Typen in persönlicher Charakterzeichnung entwickelnd. Die Erzählung knüpft sich an das altbretagnische Adelsgeschlecht der Chavrilac, das in seinem letzten Sprossen von der Höhe seiner hochmächtigen ritterlichen Vorzeit in das seichte, egoistisch zwecklose Treiben eines großen Theils der heutigen vornehmen Welt herabgesunken ist. Auf der andern Seite wird in erschütternden, oft vielleicht unwahrscheinlich erscheinenden und doch hinter der Wahrheit eher noch zurückbleibenden Schilderungen das Leben und Treiben der untersten, gegen Ordnung und Gesetz mit List und Gewalt ankämpfenden Schichten der Gesellschaft vorgeführt. Zwischen diesen beiden Elementen zieht sich, in einander verschlungen, die romantische Geschichte zweier Liebespaare hin, die in ihren rein idealen Charakteren der Welt des Glends und Verbrechens gleich ferne stehen wie der hochmüthigen Blasirtheit der zum Theil so traurig entarteten vornehmen Gesellschaft und nach beiden Richtungen hin schwere Kämpfe zu bestehen haben. Ein besonderes und eigenartiges Interesse gewinnt der Roman durch die Einführung der Person des französischen Dichters Emil Gaboriau, der sich die Schilderung der Verbrechermwelt zur Aufgabe gestellt hatte und leider zu früh seiner fruchtbaren Thätigkeit durch den Tod entrißen wurde. Ueberall zeigt sich, daß der deutsche Dichter ebensogut wie der französische Romancier seine Studien in den schauerlichen Tiefen der Pariser Gesellschaft gemacht und, wie er selbst in den höchsten Regionen jener Gesellschaft heimisch war, wirkliche Erlebnisse den Schilderungen seines Werkes zur Grundlage gegeben hat.